

Städtebau
6-C-56/a

Band 2 der Geschichte des Wohnens beschreibt die Lebensverhältnisse des Menschen in Europa in den Jahrhunderten des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Er beginnt mit dem Wohnen in der frühgeschichtlichen Zeit, mit der Nutzung römischer Ruinen, den ländlichen Bauten und dem Wohnen in vorstädtischen Großsiedlungen. Unterschiedliche funktionale Bauten wie Werkstätten, Ställe, Speicher und Keller werden ebenso behandelt wie die Organisation und Struktur von Siedlungen. Die Ausprägung regionaler Besonderheiten beim Wohnen im hohen Mittelalter und die Bedeutung der Städte für die Entwicklung der Bautechnik, des Wohnkomforts und der baulichen Verdichtung gehören zu den weiteren Themen des Bandes. Die Entwicklungstendenzen der ländlichen und adligen Wohn- und Lebensformen sowie die Ökonomie des Bauens und des Möbelhandwerks ergänzen das Bild der alteuropäischen Wohnkultur in dieser Epoche.

Geschichte des Wohnens

500 - 1800
Hausen
Wohnen
Residieren

Geschichte des Wohnens

500 - 1800
Hausen - Wohnen -
Residieren

Herausgegeben
von Ulf Dirlmeier

ISBN 3-421-03112-6

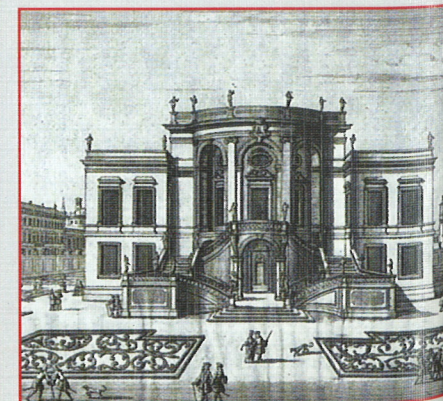
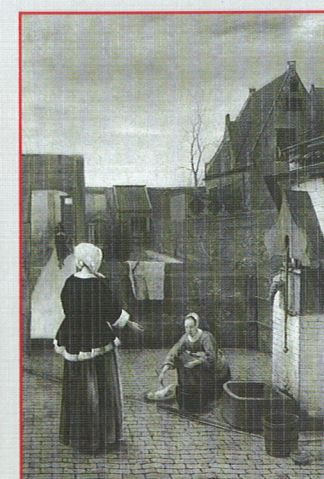
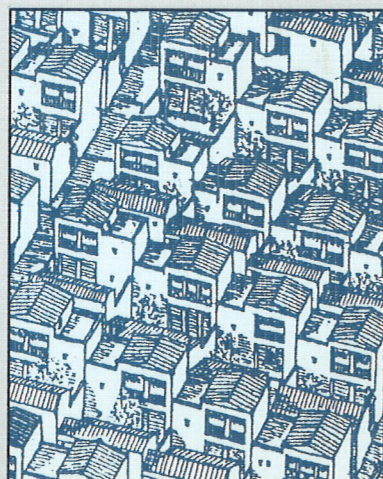


9 783421 031129

HW

6-C-56/a

Wüstenrot Stiftung



Bis heute gibt es
von den Anfängen
die privateste
Stadt und Dorfgesellschaft
Gesellschaft und
von Untersuchungen
als auch der
schen Zusammenhänge
behandelt worden.

Diese fünf Bände
indem von verschiedenen
erfaßt wird: Psychologie
und Medizin. Die
verändert als
liefern, wie in
Menschen ihre
nicht gelöst haben.

Die Autoren
ständliche, auf
lung gelegt. Die
Illustration der
nicht nur ver
Zugang zu den



Geschichte des Wohnens

Band 2

500–1800
Hausen
Wohnen
Residieren

Herausgegeben von Ulf Dirlmeier

Wüstenrot Stiftung
Deutscher Eigenheimverein e. V.
Ludwigsburg

 **Technische Universität Graz**
Institut für Wohnbau
Mandellstraße 13-15, A-8010 Graz
Postadresse: Rechbauerstraße 12

Inv. Nr.

*Institut für Städtebau
und Umweltgestaltung
Technische Universität Graz
A-8010 Graz, Rechbauerstraße 12*

INV. NR.: 8451

Bis heu
von de
die pri
Stadt u
Gesell
von U
als au
schen
behar
Dies
indem
erfaß
und M
verär
liefer
Mens
nicht
Die
ständ
lung
Illust
nich
Zug



Geschichte des Wohnens

Band 2

500–1800

Hausen

Wohnen

Residieren

Herausgegeben von Ulf Dirlmeier

Mit Beiträgen von
Imma Kilian
Antje Kluge-Pinsker
Fritz Schmidt
Ulf Dirlmeier
Gerhard Fouquet
Jens Friedhoff

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Bis heute gib
 von den Anf
 die privatest
 Stadt und D
 Gesellschaft
 von Untersu
 als auch de
 schen Zusar
 behandelt v
 Diese fünf
 indem von
 erfaßt wird
 und Mediz
 verändert
 liefern, wi
 Menschen
 nicht gelö
 Die Auto
 ständliche
 lung gele
 Illustratio
 nicht nur
 Zugang



I
 173.112
 2

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Geschichte des Wohnens / [Wüstenrot Stiftung
 Deutscher Eigenheimverein e. V., Ludwigsburg]. –
 Stuttgart : Deutsche Verlags-Anstalt
 Bd. 2. 500–1800: Hausen Wohnen Residieren /
 hrsg. von Ulf Dirlmeier.
 Mit Beitr. von Imma Kilian... – 1998
 ISBN 3-421-03112-6

© 1998 Wüstenrot Stiftung Deutscher Eigenheimverein e. V.,
 Ludwigsburg, und Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
 Alle Rechte vorbehalten
 Bildbeschaffung: Karin Seidel
 Satz: Utesch GmbH, Hamburg
 Reproduktion: Meyle + Müller, Pforzheim
 Druck: Ludwig Auer, Donauwörth
 Bindung: G. Lachenmeier, Reutlingen
 Printed in Germany
 ISBN 3-421-03112-6

Universitätsbibliothek

25. Nov. 1998

98 K 9974

der Technischen Universität Graz

Inhalt

Inhalt

Vorwort der Wüstenrot Stiftung 7

Vorwort von Ulf Dirlmeier 9

Imma Kilian
 Wohnen im frühen Mittelalter (5.–10. Jahrhundert) 11

Antje Kluge-Pinsker
 Wohnen im hohen Mittelalter (10.–12. Jahrhundert,
 mit Ausblicken in das 13. Jahrhundert) 85

Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier
 Geschichte des Wohnens im Spätmittelalter 229

Gerhard Fouquet
 »Annäherungen«: Große Städte – Kleine Häuser.
 Wohnen und Lebensformen der Menschen
 im ausgehenden Mittelalter (ca. 1470–1600) 347

Jens Friedhoff
 »Magnificence« und »Utilité«.
 Bauen und Wohnen 1600–1800 503

Autorenbiographien 789

Personenregister 791

Ortsregister 797

Sachregister 801

Bildnachweis 807

2 Städtische Häuser – Wohnungen der Menschen

Stadt und Stadt waren sich nicht gleich, aber auch zwischen ihren Bewohnern gab es in wirtschaftlicher, sozialer und teilweise auch räumlicher Hinsicht große Unterschiede. Diese von der älteren, aber auch noch von der jüngeren Hausforschung eher seltener beachtete Banalität gewinnt eine gravierende Bedeutung für die Geschichte des Wohnens durch einen kurzen Blick auf die Sozialstrukturen zweier Städte. In dem »reichen« Augsburg der Fugger und Welser gab es im Jahre 1610 119 »steinreiche« und 600 »reiche« Steuerzahler, die aber insgesamt lediglich circa 7,5 Prozent der zur Vermögensteuer veranlagten Haushaltsvorstände ausmachten.¹⁵⁹ Sie lebten bevorzugt in der zentralen Oberstadt. Besonders im Viertel um das Rathaus wohnten fast in jedem Haus Wohlhabende, nur wenige hatten ihre Häuser in den halbperipheren Lagen oder in den Vorstädten. Den Reichen standen 3743 Personen oder 39 Prozent der Steuerzahler gegenüber, die als »Habnits«, als Vermögenlose, bezeichnet wurden und die fast alle im Lechviertel und in den Vorstädten hausten. Zu diesen Armen ist noch eine untere Mittelschicht, bestehend aus 1816 Tagelöhnern, kleinen Handwerksmeistern, Bauleuten und Webern, die circa 19 Prozent der Steuerzahler ausmachten, zuzurechnen. Sie wohnten wie die Habenichtse vornehmlich in der Frauen- und Jakobervorstadt. Außerdem gab es noch Steuerklassen, die eine mittlere und vermögendere Mittelschicht umschrieben, ungefähr 16 beziehungsweise 18,5 Prozent der steuerzahlenden Bevölkerung umfassend, wobei bei den Vermögenden durchaus die Tendenz bestand, in die besseren, das heißt zentralen Viertel der Stadt zu gelangen. Ganz ähnliche Verhältnisse mit leichten Variationen finden sich auch in der fränkischen Kleinstadt Kitzingen während des 16. Jahrhunderts. Hier hat man für die Unterschicht einen verhältnismäßig konstanten Anteil von 50 Prozent der Steuerbevölkerung ermittelt, die Mittelschicht machte rund 42 Prozent aus, und die Oberschicht mit durchschnittlich rund 8 Prozent dominierte die Stadt.¹⁶⁰

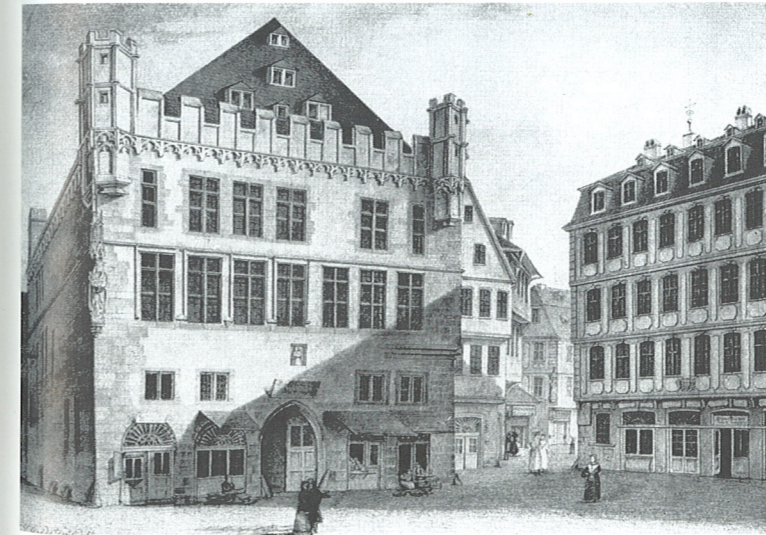
Diese Beispiele sollen genügen. Sie zeigen bei aller Unvollkommenheit städtischer Steuererhebungen die Prämissen, mit denen man bei der Untersuchung *des* städtischen Wohnens im 16. Jahrhundert zu rechnen hat, und machen die große Skala der Verteilung des Vermögens und der daraus abgeleiteten, sehr unterschiedlichen Ansprüche an das Wohnen und das Leben deutlich. Neben der erdrückenden Masse der städtischen Armen mit ihren in äußerst bescheidenen Ausmaßen zu verwirklichenden Wohnansprüchen gab es eine sehr schlanke und schmale Schicht der Reichen und sehr Reichen mit ihren ausgeprägten exklusiv-luxuriösen Ansprüche an das Wohnen. Die dazwischenliegende, mehr oder weniger breite mittlere und obere städtische Mittelschicht repräsentierte dann das, was man gemeinhin als bürgerliche Wohnkultur bezeichnet.

¹⁵⁹ Clasen, Claus-Peter, Arm und Reich in Augsburg vor dem Dreißigjährigen Krieg. In: Gottlieb u. a., Augsburg, S. 312–336. Siehe dazu auch den Beitrag von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 3, in diesem Band

¹⁶⁰ Batori, Ingrid, und Erdmann Weyrauch, Die bürgerliche Elite der Stadt Kitzingen. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einer landesherrlichen Stadt im 16. Jahrhundert, Stuttgart 1982, S. 62

2.1 Große Architektur – die Renaissance und die Stadthäuser des Patriziats

Die Städte auch noch des 16. Jahrhunderts waren im wesentlichen Festungen, deren Charakter das gesamte Leben überformte. Die Ummauerungen des 12. und 13. Jahrhunderts wurde zwar vielfach durch Stadterweiterungen und Vorstädte übersprungen, die Enge der Bebauung in den durch die hochmittelalterlichen Mauern geprägten Innenstädten und deren überaus dichte Besiedlung blieb. Dies alles war dem auf Raumwirkung berechneten neuen Bauen nach italienischer oder niederländischer Manier – bei reichen Kaufherren und bedeutenden Patriziern ein modisches »Muß« im 16. Jahrhundert – hinderlich. Wollte man sich also in den repräsentativen städtischen Zentren vergrößern und das, was Baumeister wie Bauherren in Italien, Frankreich und den Niederlanden gesehen hatten, umsetzen, blieb fast nur ein einziger Ausweg: Geduld und Ausdauer. Nebeneinanderliegende Häuser, teilweise ganze Stadtviertel wurden von den Reichen in oft jahrzehntelangem Buhlen um die Gunst der Nachbarn oder der Erben zusammengekauft, um dann eine neue Vierflügelanlage, das Architekturideal der Reichen, zu bauen. Zwei Beispiele sollen dies belegen: Im Jahre 1462 gelang es Hans Melem, einem der »Gewaltigen« der Stadt Frankfurt am Main, von seiner Schwägerin Katharina Vorfelder das Haus »zum Bornsteck« am Alten Markt zu kaufen. Melem ließ es abreißen und darauf das »Steinerne Haus« errichten, das zum Stammhaus der Familie werden sollte.¹⁶¹ In Lüneburg demonstrierte der 1564 in den Rat gelangte nichtpatrizische Kaufherr Lucas Daming seinen neuen Reichtum durch den Kauf dreier Häuser an der Großen Bäckerstraße: Auf dem Platz eines der Häuser errichtete Daming ein neues Gebäude, die beiden anderen Anwesen wurden umgebaut oder erweitert.¹⁶²



Das Steinerne Haus der Familie Melem in Frankfurt a. M. (1462)

¹⁶¹ Gerber, Hausbuch, S. 45

¹⁶² Terlau-Friemann, Karoline, Ein patrizisches Anwesen und seine Einordnung in die Lüneburger Architektur. In: Hausbau in Lübeck. Mit Beiträgen zum Hausbau in Hamburg, Lüneburg und Mölln, Sobernheim 1986, S. 257–292, hier S. 259

¹⁶³ Zu Augsburg die Zusammenfassungen von: Lieb, Augsburger Stadtgestalt; Bushart, Kunst; Stierhof, Architektur. Siehe hierzu auch den Beitrag von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 5, in diesem Band

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts avancierte Augsburg, das zwischen 1490 und 1520 die Zeit seines stärksten Bevölkerungszuwachses erlebte und in dem sich ungeheurer bürgerlicher Reichtum anhäufte, zum ersten bedeutenden Forum des modernen italienischen Bauens und seiner Architektursprache in Deutschland.¹⁶³ Schon in den Jahren 1502/03 hatte der Dompfropst und spätere Kardinal Matthäus Lang, ein Günstling Kaiser Maximilians I., nach der neuen Manier einen Palast mit Turm erbauen lassen. In diesem Ambiente nahmen auch der Kaiser und seine Gemahlin Blanca gerne Quartier. Doch nicht nur die reich gewordenen kaiserlichen und päpstlichen Klienten bauten, auch die wohlhabenden Kaufherren und die Patri- zier wurden von einer wahren Bauleidenschaft heimgesucht. Die



Fuggerhaus in Augsburg.
Großer Bibliotheksraum



Fuggerhaus in Augsburg. Kleiner
Bibliotheksraum

Welser bauten 1539 das Eckhaus an der Weismalergasse sowie um 1545/50 das Haus »Bimmel« am Hafnerberg. Am Haus der Rehlinger in der Philippine-Welser-Straße wirkte der Italiener Giulio Licinio, malte antike Planeten-Gottheiten und brachte mit seinem Pinsel sin- nenfrohe Lebensmacht in das Gebiet nördlich der Alpen. Besonders tat sich jedoch die Familie der Fugger hervor. Ulrich (1411–1510) und Jakob Fugger der Reiche (1459–1525) bauten im Westchor der Kar- meliterklosterkirche St. Anna zwischen 1509 und 1512 eine Familien- kapelle, die berühmte »Fuggerkapelle«. Ihr Bau verschlang etwa 23 000 Rheinische Gulden. Doch nicht nur Kirchliches wurde gebaut, sondern auch und gerade Profanes. Das Haus am Rindermarkt, von Ulrich und Jakob als Wohn-, Büro-, Lager- und Versandhaus erwor- ben, war um 1493 mit zwei spätgotischen Portalen verziert worden; ein zierlicher, kupferbedachter Erker erhellte die »goldene Schreib- stube«. 1511, nach der Nobilitierung Jakobs des Reichen durch Maxi- milian I., genügte das Stammhaus am Rindermarkt nicht mehr.¹⁶⁴ Jakob hatte schon 1498 seine persönlichen Wohnräume in das Haus seiner Schwiegermutter, Sibylle Arzt-Sulzer, am Weinmarkt verlegt, das er 1511 kaufte. 1523 vergrößerte er das Areal noch durch den Erwerb der nördlich und südlich daran grenzenden Häuser. Nach der Fuggerchronik ließ Jakob zwischen 1512 und 1515 beziehungsweise nach 1523 diese Gebäude dergestalt umbauen, daß »der Häuser zwei in einem geworden sein«. Die traufseitige Front des Fuggerhauses am Weinmarkt besaß danach eine Länge von fast 68 Metern. Antonio de Beatis, der 1517 das noch unfertige Haus sah, rechnete es schon da- mals »zu den schönsten Gebäuden Deutschlands«. Der Palast der Fugger sei »mit buntfarbigen Marmorsteinen verziert; die Fassade an der Straße zeigt Geschichtsbilder mit vielem Gold und vortrefflichen Farben. Das Dach ist ganz von Kupfer. Außer den Behausungen, die nach deutscher Art eingerichtet sind, erblickt man auch einige Räume nach italienischem Geschmack, sehr schön und mit gutem Verständnis hergestellt«. ¹⁶⁵ Doch Jakob Fuggers Stadthaus am Wein- markt war nicht die schlichte Kopie eines venezianischen Palazzo, es war ein eigenständiges Architekturwerk trotz aller Bauzitate, des Damenhofs mit seinen illusionistischen Malereien, der welschen Hauben und der von de Beatis gelobten »appartamenti all'italianità«. Der Damenhof war einer von drei Höfen, die hinter den Fronthäu- sern lagen und sich im Erdgeschoß in Arkadengänge öffneten. Die Gewölbe im Damenhof mit ihren feinen schlanken Säulen aus röt- lichem Marmor wurden von Hans Burgkmair und seinen Gehilfen ausgemalt.

In den Jahrzehnten nach dem Tod Jakobs 1525 haben die Fugger das Stadtviertel zwischen St. Moritz und St. Katharina zu einer Art Fug- gerstadt umgestaltet. Anton Fugger (1493–1560), Neffe und Nachfol- ger Jakobs als Chef des Hauses wie der Firma, ließ 1533 bis 1539 an der Nordseite des Damenhofs Schreibstuben, an der Westseite das »Kaiserliche Palatium« erbauen – Wohnappartements für das Haus Habsburg im Stadtpalast eines Kaufmanns. Die Innenausstattung der Fuggerschen Weinmarkthäuser hat sich nicht erhalten. Die

¹⁶⁴ Zum Fuggerhaus am Rindermarkt: Lieb, Norbert H., Die Fugger und die Kunst. Im Zeitalter der hohen Renais- sance, München 1958, S. 16–18

¹⁶⁵ Pastor, Reise, S. 34. Zu den Fugger- häusern am Weinmarkt und am Zeug- hausplatz: Lieb, Fugger, S. 158–196; Bushart, Kunst; Stierhof, Architektur, S. 102–104; Lill, Georg, Hans Fuger (1531–1598) und die Kunst, Leipzig 1908

Erdgeschoßräume waren große gewölbte quergelagerte dreischiffige Hallen. Die Stuben und Kammern des »Piano nobile« im Obergeschoß enthielten venezianische gepreßte und vergoldete Ledertapeeten, wie dies de Beatis andeutete; sie wurden von Kaminen oder Majolikaöfen erwärmt und von vergoldeten Holzdecken geziert. Im Jahre 1566 verständigten sich Hans Fugger (1531–1598) und sein Bruder Marx (1529–1597), Antons Söhne, über eine Aufteilung der »Fuggerstadt«. Hans Fugger nahm mit den rückwärtigen Häusern am (späteren) Zeughausplatz vorlieb, während Marx die alten Repräsentationswohnungen am Weinmarkt bezog und sie durch den Kistler Wendel Dietrich neu ausstatten ließ. Ein bedeutendes Bauprogramm entfaltete Hans Fugger. Er faßte seine Häuser zu einem großen Stadtpalast unter einem gemeinsamen Satteldach zusammen; die Ecken des Hauses wurden mit turmartigen, kuppelgedeckten Erkern besetzt, die Frontseite mit prächtiger Fassadenmalerei ausgestattet. Im Inne-



Fembohaus in Nürnberg (1591–1595), im Krieg zerstört

ren des Gebäudes ließ Hans Fugger seit 1568 die Erdgeschoßräume in italienischer Manier dekorieren, im Obergeschoß wurde der durch zwei Stockwerke reichende festliche »Goldene Saal« eingebaut. Dafür benötigte Hans Fugger viel Geld und zahlreiche hochkarätige Handwerker. Unter der Leitung Friedrich Sustris' wurden mehrere Jahre lang Stukkateure, Maler und Kistler aus Italien und Deutschland – sowie Bronzegießer aus den Niederlanden für einen Brunnen im Hof des Hauses – mit den Außen- und Innendekorationen beschäftigt. Als Michel de Montaigne im Jahre 1580 in das Haus Hans Fuggers am Zeugplatz eingelassen wurde, beeilte sich der Verfasser der Reisebeschreibung zu versichern, daß die zwei besichtigten Säle des Hauses »die reichsten Zimmer« seien, die er je gesehen habe.¹⁶⁶ Auch andernorts in den großen Handelsmetropolen, in Nürnberg, Köln, Frankfurt am Main, Hamburg und Lübeck, veranlaßte der zunehmende Wohlstand die großen Unternehmer der Zeit dazu, ihrer



Töplerhaus in Nürnberg (1590), im Krieg zerstört

¹⁶⁶ Flake/Bühler, Montaigne, S. 97

Bis vor die Sta Ge vor als sch be [inc er ur ve lie M ni st lu ll n Z

¹⁶⁷ Schwemmer, Bürgerhaus, bes. S. 71 u. passim. Siehe hierzu auch den Beitrag von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 5, in diesem Band

¹⁶⁸ Benker, Gertrud, Bürgerliches Wohnen. Städtische Wohnkultur in Mitteleuropa von der Gotik bis zum Jugendstil, München 1984, S. 22

¹⁶⁹ Rust, Wilhelm, Das Flensburger Bauhandwerk von 1388–1966. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Stadt, Flensburg 1967, S. 55

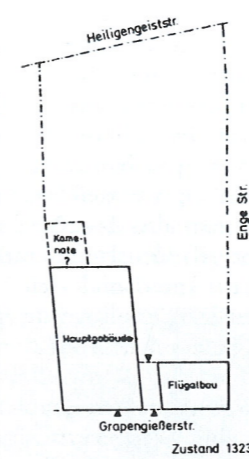
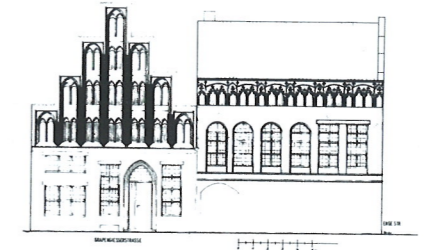
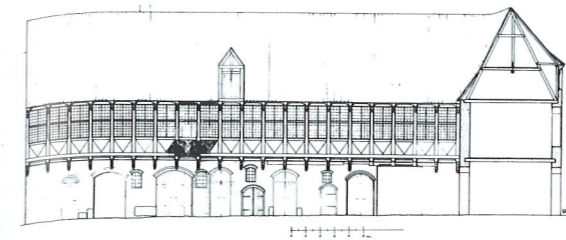
¹⁷⁰ Witthöft, Harald, Struktur und Kapazität der Lüneburger Saline seit dem 12. Jahrhundert. In: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 63 (1976), S. 1–117

¹⁷¹ Terlau-Friemann, Anwesen

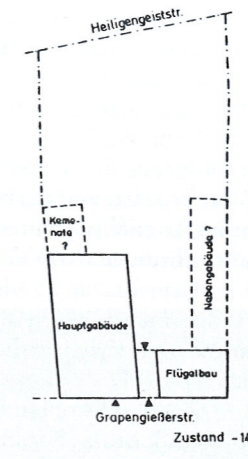
Vermögenslage in repräsentativen Neu- und Umbauten Ausdruck zu verleihen. Diese Häuser repräsentierten den ungeheuren Reichtum ihrer Bewohner und gerieten zu Statussymbolen. In Nürnberg erbaute der Pfänder Wolf Topler 1490 in der Unteren Söldnergasse ein vierstöckiges, an drei Seiten freistehendes Sandsteingebäude, das mit Giebel, Erkern und Chörlein ein architektonisches Gemisch aus Spätgotik und Renaissance aufwies. Der aus den Niederlanden nach Nürnberg zugewanderte Kaufmann Philipp von Oyrl errichtete in den Jahren 1591 bis 1596 das später so genannte Fembohaus an der Burgstraße mit seinem prunkvollen, in niederländischen Formen gehaltenen Sandsteingiebel. Diese repräsentativsten Nürnberger Gebäude des ausgehenden 16. Jahrhunderts waren zugleich Ausdruck einer Hochkonjunktur im Bauen der fränkischen Reichsstadt, in der zahlreiche stattliche Häuser entstanden.¹⁶⁷ In Breslau, dessen Kaufleute über Oberdeutschland enge Wirtschaftsbeziehungen zu Italien unterhielten, wurden am Ring eine ganze Reihe früher Renaissancebauten errichtet, die mit antiken Waffen und Medaillons reich dekoriert wurden. Das Innere der Häuser der Oberschicht wurde wesentlich komfortabler. Die engen spätmittelalterlichen Wendeltreppen wurden beseitigt, und geradläufige Aufgänge, die aus der Halle des Erdgeschosses hinaufführten, gaben nun den Häusern einen Anstrich von Weitläufigkeit. Bei der Innenausstattung entfaltete sich wie in Augsburg ungeheurer demonstrativer Luxus. Italienische und niederländische Maler wurden angestellt, um die Häuser auszumalen; hochbezahlte Kunsthandwerker arbeiteten an der Wandvertäfelung, an Fußböden und Decken.

Doch nicht jede Stadt nahm an der aufblühenden Wirtschaftskonjunktur des 16. Jahrhunderts teil. In Regensburg beispielsweise, das im Mittelalter zu den reichsten und bedeutendsten Städten Deutschlands gezählt hatte, stagnierte das wirtschaftliche Wachstum. Vielfach wurden hier daher die mittelalterlichen Häuser beibehalten.¹⁶⁸ Aber auch die Oberschichten und die Patriziate kleinerer Städte gaben ihrer Wirtschaftskraft und dem neuen Lebensgefühl durch bauliche Gestaltung Ausdruck. In Flensburg beispielsweise bauten sich die Großkaufleute der Stadt riesige Kauffahrteihöfe, die von der vor Hochwasser geschützten Hauptstraße bis hinab zum Hafen reichten und für differenzierte Wohn- und Geschäftsbedürfnisse eingerichtet waren.¹⁶⁹ In Lüneburg erlebten die reichen Sulfmeistergeschlechter um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine letzte wirtschaftliche Blüte, ehe es im 17. Jahrhundert mit dem Salzsieden und damit der Grundlage von Vermögen und Ansehen zu Ende ging.¹⁷⁰ Die Lüneburger Geschlechter besaßen nicht nur je ein Patrizierhaus, sondern ganze Gebäudekomplexe, die ungeteilt teilweise bis zum 19. Jahrhundert bestanden.

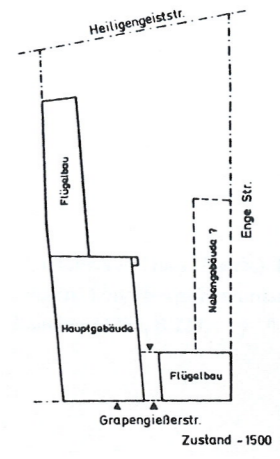
Dokumentiert ist die Baugeschichte des patrizischen Hauses der Lüneburger Familien von der Mölen, Töbing und Witzendorff, auf einem Eckgrundstück Grapengießerstraße/Enge Straße und Heiligengeiststraße gelegen.¹⁷¹ Die Anlage bestand am Ende des 16. Jahrhunderts aus einem Hauptgebäude, einem seitlich daran anschließenden



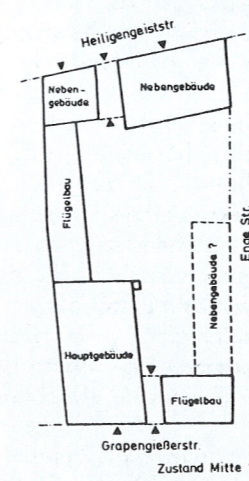
Zustand 1323



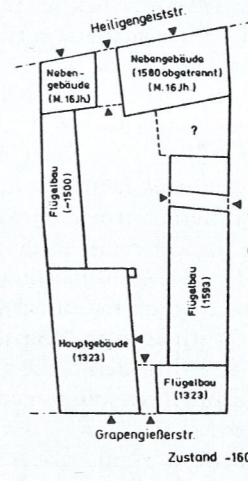
Zustand ~ 1400



Zustand ~ 1500



Zustand Mitte 16.Jh.

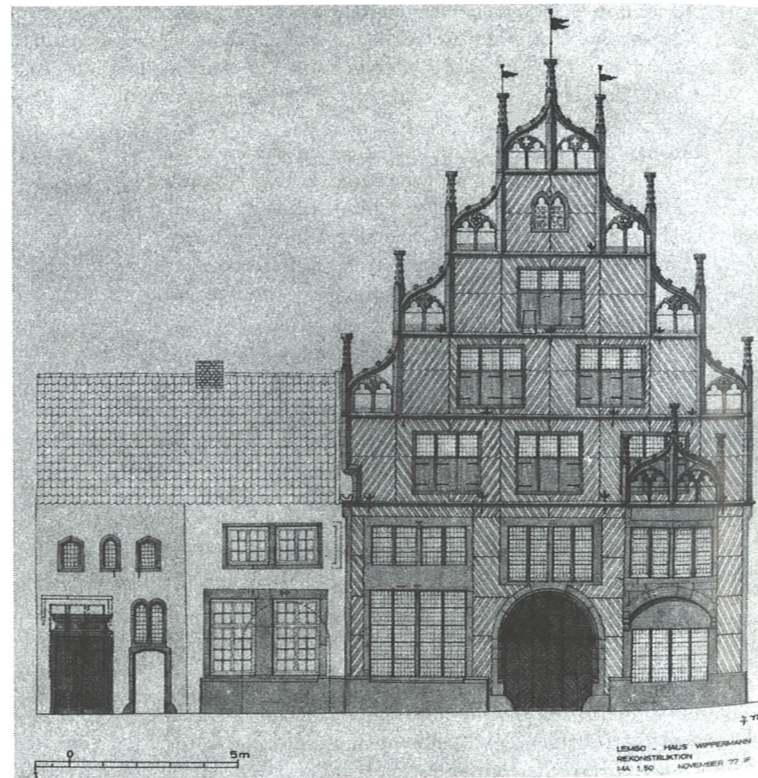


Zustand ~ 1600

Ein patrizisches Anwesen in Lüneburg, Grapengießerstraße 45. Oben: Hofansicht des dritten Flügelbaus von 1593 und Schnitt durch den seitlichen ersten Flügelbau von ca. 1323 mit aufgesetzter Zwerggalerie von 1452 im Zustand um 1600

Mitte und unten: Bebauungsplanentwicklung von 1323–1600

traufenständigen Flügelbau, zwei Hofflügelbauten und zwei Gebäuden, die an der Heiligengeiststraße lagen. Das Hauptgebäude, ein eingeschossiges giebelständiges Haus mit Zwischengeschoß, wurde nach den dendrochronologischen Befunden am Holz des Dachstuhls um 1323 aufgeführt. Die Backsteinfassade war mit einem siebenteiligen Staffelgiebel verschönert. Die Mauerpfeiler bestanden im Wechsel aus glasierten und unglasierten Formsteinen. Neben dem Hauptgebäude schloß sich ein wohl der gleichen Zeit entstammender traufenständiger Flügelbau an, der 1452 mit einem zwerggalerieartigen Aufbau verziert wurde. Bei dieser altertümlich anmutenden Schau-seite zur Grapengießerstraße hin beließ man es auch während des 16. Jahrhunderts. Der rückwärtige Gebäudekomplex des Lüneburger Hauses wurde allerdings schon um 1500 tiefgreifenden Umbauten unterzogen. Man ließ in den Rückgiebel sowie in die zum Hof hin liegende Traufwand des Haupthauses große Fensteröffnungen brechen, um die Wände aufzulösen; Licht sollte das Innere des Hauses durchfluten. Doch damit nicht genug: Zur gleichen Zeit wurde auch südlich hinter dem Hauptgebäude eine ältere Anlage, die wohl den funktio-nalen Anforderungen und den ästhetischen Ansprüchen nicht mehr genügte, abgebrochen und ein neuer zweigeschossiger Flügelbau an dieser Stelle in Angriff genommen. Während man also das 200jährige Haupthaus, sozusagen als »Erbhaus« Inbegriff der Familientradi-



Ansicht des Hauses Kramerstraße 5 in Lemgo, das 1576 mit bewußt »historischem« spätgotischem Umriß des Giebels errichtet wurde, während die Wandfläche mit Streifenputz sowie den großen Fenstern und dem Erker durchaus »modern« gestaltet ist

tion,¹⁷² unangetastet beziehungsweise nur zum Hof hin verändern ließ, baute man hier neu. Doch auch dieser Umbau mit seinen Sälen erwies sich bald als zu klein; er war nicht mehr zeitgemäß. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts dehnten die Bauherren daher den Gebäudekomplex bis zur Heiligengeiststraße aus. Ein Traufenhaus über der rückwärtigen Hofeinfahrt wurde um 1560 errichtet. Es zeigt die typischen Dekorationsformen dieser Zeit wie einen Taustabfries mit Okuli, der in Wappenschilden endet; große Fenster gaben dem Haus Licht. Jahrzehnte später vollendete man dann das Hofgeviert. Im Jahre 1593 wurde an den Flügelbau des 14. Jahrhunderts entlang der Engen Straße ein weiterer zweigeschossiger Flügel gesetzt und somit ein weiteres »danzhus« mit großen Sälen errichtet. Die Straßenfront des Flügelbaus ist in Ziegelmauerwerk aufgeführt und mit zahlreichen Fenstern durchbrochen. An der Hofseite besteht nur das Erdgeschoß aus Stein. Das Obergeschoß ist dagegen in kunstvoll ausgeführtem Fachwerk gehalten und krägt über die Erdgeschoßwand vor. Über der Brüstung gab eine durchgehende Fensterreihe den dahinterliegenden Sälen viel Licht.

Diese Traufenhäuser des Lüneburger Patriziats haben nach den wehevollen Worten des Chronisten Lucas Lossius (1566) ihre Wirkung auf die Zeitgenossen nicht verfehlt: sie überträfen »an Pracht die Paläste der alten römischen Könige«.¹⁷³ Die traufständigen Sülfmeister-Palais Lüneburgs sind in den anderen norddeutschen Städten nicht nachgeahmt worden: Dort blieb man bei der alten Giebelständigkeit. Darüber hinaus hatten die reichen Lüneburger in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Haustein als ein neues exklusives Gestaltungselement entdeckt. Während man in Lüneburg bisher vornehmlich unterschiedlich glasierte Formsteine aus Ziegeln gekannt hatte, wurden nun wie im gesamten niederdeutschen Backsteingebiet die Gebäude der Wohlhabenden und Mächtigen mit Sandsteingliedern versehen – prunkvolle Architekturzitate aus dem Süden.

2.2 Häuser für Gott und den Kommerz: die Miet-Wohnungen der Armen und Kleinen

In den deutschen Städten des 14. bis 16. Jahrhunderts war es nach Auffassung der älteren Forschung selbstverständlich und üblich, daß alle Familien, selbst diejenigen mit den bescheidensten Lebensverhältnissen, in ihren eigenen Häusern saßen. Vermietungen galten als Ausnahmen, waren allenfalls hervorgerufen durch materielle Notlagen. Allein der Großstadt Augsburg wollte man im 16. Jahrhundert Mietshäuser mit mehreren Parteien zugestehen.¹⁷⁴ Gegen solche idealisierenden Ansichten stehen die einfachen und eindringlichen Zahlen der zeitgenössischen Steuerverzeichnisse: Aus den Jahren 1475 und 1495 sind beispielsweise Bedelisten der Stadt Frankfurt am Main erhalten; die dort eingetragenen Steuerzahler mit den geringsten Beträgen waren, wie man nachweisen konnte, ganz selbstverständlich Untermieter. Im Jahre 1502 lag in Schaffhausen der Anteil der Mieter unter den Steuerzahlern immerhin bei rund 29

¹⁷² Kaspar, Fred, Bau- und Raumstrukturen städtischer Bauten als sozialgeschichtliche Quelle dargestellt an bürgerlichen Bauten des 14. bis 18. Jahrhunderts aus Nordwestdeutschland. In: Schuler, Peter Johannes (Hrsg.), Die Familie als sozialer und historischer Verband. Sigmaringen 1987, S. 165–200, hier S. 172

¹⁷³ Dumresse, Hans (Bearb.), Lucas Lossius. Lunaeburga Saxoniae (1566), Lüneburg 1956, S. 22 f.

¹⁷⁴ Dirlmeier, Ulf, Untersuchungen zu Einkommensverhältnissen und Lebenshaltungskosten in oberdeutschen Städten des Spätmittelalters (Mitte 14. bis Anfang 16. Jahrhundert), Heidelberg 1978, S. 239 f. Zum Wohnen in Miete siehe auch die Beiträge von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 3, und von Jens Friedhoff, Kapitel 1.4.1, in diesem Band

¹⁷⁵ Belege bei: Dirlmeier, Einkommensverhältnisse, S. 240

¹⁷⁶ Boos, Heinrich (Bearb.), Thomas und Felix Platter. Zur Sittengeschichte des XVI. Jahrhunderts, Leipzig 1878, S. 44, 48, 67f. u. 93f.

¹⁷⁷ Dirlmeier, Einkommensverhältnisse, S. 243–247

¹⁷⁸ Dirlmeier, Einkommensverhältnisse, S. 243

Prozent, in Rostock waren es im Jahre 1522 57 Prozent aller Haushaltungen, in der Kölner Pfarrei St. Columba sollen es 1487 sogar mehr als 80 Prozent gewesen sein.¹⁷⁵ Dabei war sowohl die mietweise Vergabe ganzer Häuser als auch das Vermieten einzelner Wohnungen üblich. Thomas Platter, einer der berühmten Autobiographen des 16. Jahrhunderts, zahlte um 1520 als Wochenmiete für ein etwas zweifelhaftes, auch von Dirnen bewohntes Gelaß in Zürich einen Schilling Pfennige, hatte also eine Jahresmiete von etwa 1,3 Rheinischen Gulden zu entrichten, durchaus typisch für Leute, die »in armuot« lebten. Als Thomas Platter viele Jahre später von der Stadt Basel als Theologe angestellt wurde und ein Salär von 32 Rheinischen Gulden bezog, stiegen auch die Ansprüche an die Wohnung: Nun mietete er für den Jahreszins von acht Rheinischen Gulden gleich ein ganzes Haus. Und als sich Platter dann als Buchdrucker selbständig machte, wurde auch dieses Häuschen zu klein. Jetzt tat es nur das Haus eines Domherrn, das Platter 1538 für 16 Rheinische Gulden pro Jahr mietete. In den folgenden Jahren hat Thomas Platter dann dieses Anwesen für 750 Rheinische Gulden erworben und in Raten abbezahlt.¹⁷⁶

Zahlreich zu belegen sind denn auch sonst die Vermietungen ganzer Häuser. Bleiben wir in Basel und bei den Wohnverhältnissen der unteren Mittelschichten und der Armen: Dort am südlichen Oberrhein kostete zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Haus für einen einfachen Stadtbediensteten 2,4 Rheinische Gulden Jahresmiete; ein Anwesen, das ausdrücklich als Bleibe für »Arme« bezeichnet wurde, fand für den hohen Zins von 4,4 Rheinischen Gulden pro Jahr einen Mieter. In Marburg erhielten die Stadtmaurer einen jährlichen Mietzuschuß, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bei zwei Pfund oder circa 1,8 Rheinischen Gulden lag. Dagegen stand der geringe Mietzins in der Augsburger Fuggerei von einem Rheinischen Gulden pro Jahr. Dieser Mietpreis war aber ausdrücklich nicht kostendeckend. Mietkosten von mehr als fünf Rheinischen Gulden sind demgegenüber, wie wir am Beispiel Thomas Platters schon gesehen haben, »besseren« Berufen zuzuordnen: städtischen Werkmeistern, Büchsenmeistern, Stadtärzten und höheren städtischen Funktionsträgern.¹⁷⁷ Die Tatsache, daß offenbar selbst städtische Werkmeister zur Untermiete wohnten, unterstreicht die von der Forschung fest gestellte »Alltäglichkeit des Mietens und Vermietens« in den Städten Oberdeutschlands während des 15. und des 16. Jahrhunderts.¹⁷⁸

Wie sahen nun diese Wohnungen und Häuser für die große vermögenslose Masse der städtischen Einwohner während des späten 15. und 16. Jahrhunderts aus?

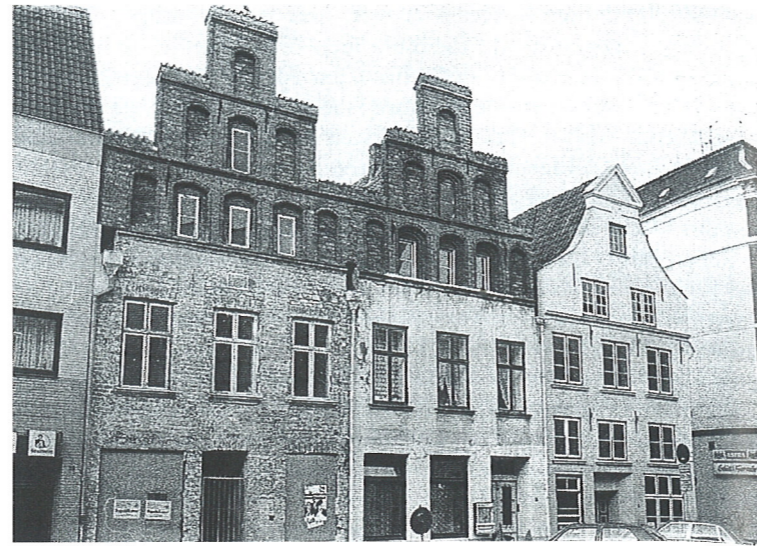
Die Bilder von den dumpfen, feuchten und mit Ungeziefer jeder Art verseuchten Wohnungen für das »einfache Volk« sind wohlfeil, aber kaum einmal mit Quellen zu belegen. Es ist jedoch davon auszugehen, daß die Massenquartiere der Ärmeren in den Vorstädten nicht gerade die gesündesten Wohnverhältnisse boten. Sicher ist nur, daß die Häuser und Wohnungen der armen und einfachen Leute sehr eng und bei der Größe der Familien auch vielfach zu klein waren.

Stellvertretend für die vielen Armen und Randständigen, für die selbsthaftigen Tagelöhner wie für die armen Frauen in den Vorstädten mag hier das Inventar eines verschuldeten Totengräbers aus Basel stehen.¹⁷⁹ Das Inventar wurde im Jahre 1458 aufgenommen, die dadurch beleuchteten Wohnverhältnisse dürften auch während des 16. Jahrhunderts ihre Gültigkeit nicht verloren haben. Das Häuschen jenes Totengräbers bestand aus zwei Stockwerken, darüber der »Estrich«, also das Dachgeschoß. Auf dem Dachboden lagerte allerlei Plunder. Daneben gab es hier aber auch, verteilt über alle Räume des Hauses, vier Karste, viele »böse«, das heißt schadhafte Rebmesser, eine Haue, einen Pickel, eine Axt sowie eine beschlagene Schaufel, was darauf hinweist, daß sich der Mann neben seinem Gewerbe auch noch in der Landwirtschaft verdingen mußte, um zu leben. Doch scheint er sich auch mit Mietpilgerei und mit Krämerei durchgeschlagen zu haben – ein Pilgerstab und ein Tragekorb für Krämerware sind vorhanden. Anrührend ist die Existenz einer Laute auf dem Estrich. Das obere Stockwerk diente ihm als Schlafzimmer. Hier war die wenige Kleidung sowie das Zinngeschirr untergebracht, eben die wertvolleren Besitztümer. Die einfachen Holzbecher und Kannen reichten sich in der Küche unten im Haus.

¹⁷⁹ Simon-Muscoid, Randgruppen, S. 219

Berufstopographie der Gangbewohner im Jahre 1663 in Lübeck (links) und die stadträumliche Verteilung der Wohnkeller im Lübecker Marienquartier im Jahre 1532 (rechts)





Im Lübecker Marienquartier an der Trave waren 1532 fast 15 Prozent aller städtischen Haushaltungen noch nicht einmal in solchen Häuschen untergebracht, sondern in Kellerwohnungen mit einfachen, häufig nachträglich eingebauten Herdstellen. Im Spätmittelalter eher als Provisorien entstanden, wurden solche Kellerwohnungen zu Beginn des 16. Jahrhunderts ganz planmäßig errichtet. Als man beispielsweise 1535 das repräsentative Haus der Schiffergesellschaft baute, wurde an der zum Hafen abfallenden Traufseite des Gesellschaftshauses der sogenannte »Gotteskeller« eingerichtet – zwei hintereinanderliegende Wohnkeller zu Mietzwecken. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Lübecks in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ging die Zahl dieser Kellerlöcher zurück. Ihre Bewohner – Bootsleute, »Arbeitsleute«, also Tagelöhner, dann Verlehnte, Schwerarbeiter mithin, sowie auch zahlreiche Witwen – waren während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts »aufgestiegen« in die sogenannten Gänge. Zurück in den Kellern blieben die Ärmsten der Armen, darunter viele alleinstehende Frauen.¹⁸⁰

Die bekannten Lübecker Gänge, heute eher eine romantische Reminiszenz innerstädtischen Wohnens, waren Reihenhäusanlagen und befanden sich im Binnenbereich der Blockbebauung, in den Höfen und Gärten der an den Straßen liegenden Giebel- oder Traufhäuser.¹⁸¹ Die Gänge, drei oder mehr traufständige Buden unter einem Dach, wurden seit dem 13. Jahrhundert errichtet. Während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und während der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts kamen sehr viele neu hinzu. Die Lübecker Gänge sind so etwas wie Indikatoren für die längeren und kürzeren wirtschaftlichen Hochkonjunkturphasen der Trave-Stadt. Die bis heute in Lübeck erhaltenen über siebenzig Gänge waren und sind nicht überall im Stadtgebiet zu finden. Im hochrentablen und noblen Kaufmanns- und Speicherviertel zwischen Marienkirche und

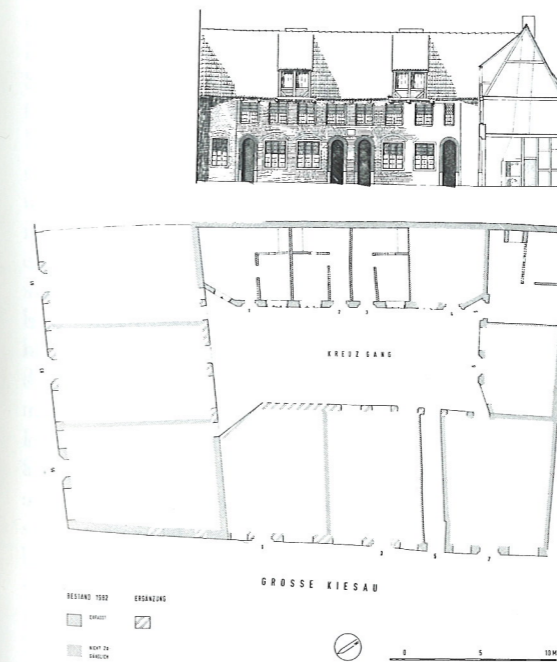
¹⁸⁰ Scheffel, Michael, Gänge, Buden und Wohnkeller in Lübeck. Bau- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zu den Wohnungen der ärmeren Bürger und Einwohner einer Großstadt des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Neumünster 1988, S. 87–93

¹⁸¹ Scheffel, Gänge; Hammel-Kiesow, Rolf, Quellen und Methoden zur Rekonstruktion des Grundstückgefüges und der Baustruktur im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lübeck. In: ders. (Hrsg.), Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe, Neumünster 1993, S. 39–152. Siehe hierzu auch den Beitrag von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 3, in diesem Band

Trave jedenfalls hat es solche Quartiere nicht gegeben. Die meisten Wohngänge lagen im Einzugsbereich des Hafens und in den Brau- und Gewerbebezonen im Ostteil Lübecks, also in den schlechteren Vierteln, sowie dort, wo man viele billige Arbeitskräfte brauchte. Besonders in den beiden Trave-Quartieren nahmen die Bewohner der Gänge während des 15. und 16. Jahrhunderts erheblich zu: Im Marienquartier stieg der Anteil der Gangbewohner an der städtischen Wohnbevölkerung zwischen 1460/61 und 1502/03 von 15 auf 24 Prozent, im Maria-Magdalena-Quartier sogar von 20 auf 33 Prozent. Jeder dritte Bewohner dieses Viertels hauste also zu Beginn des 16. Jahrhunderts in einem der Gänge.

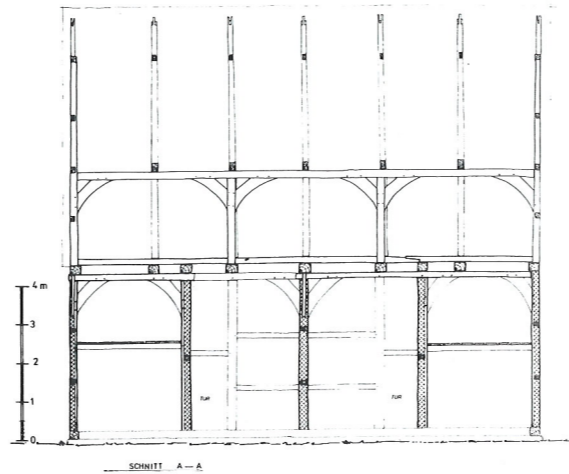
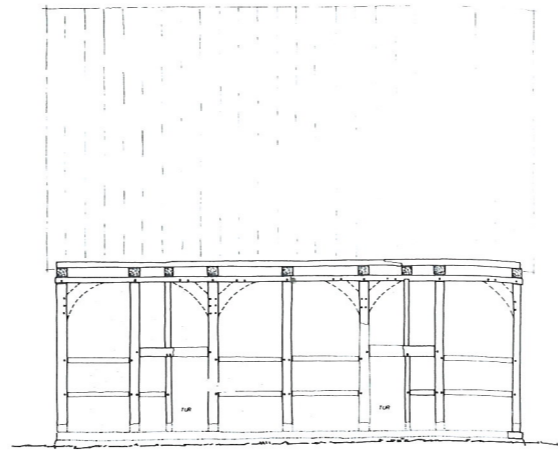
Wer baute nun solche Gänge, wer waren die Eigner? Die Forschung der letzten Jahre hat auf solche Fragen Antworten gefunden: Es waren die wohlhabenden und reichen Leute Lübecks, Patrizier, Händler und Reeder, die überschüssiges Kapital in Mietshäusern anlegten. So kaufte zum Beispiel der durch seinen Spanienhandel reich gewordene Reeder Wilhelm Meding 1564 die in der Engelsgrube 81–85 gelegenen Häuser und Grundstücke von den Gläubigern des Hieronymus Schinckel auf – ein Spekulationsobjekt. Denn Meding baute dort innerhalb von zwei Jahren Häuser und Buden zu Mietzwecken. Die gesamte Anlage, Kreuz Gang geheißen, bestand aus drei Dielenhäusern an der Engelsgrube, aus drei Traufenhäusern an der Großen Kiesau und dahinter sechs Buden im Gang, allesamt versehen mit den Initialen des Bauherrn und dem Baudatum 1566. Der dreigliedrigen Aufteilung der Gebäude im Kreuz Gang mit ihren unterschiedlichen Architekturformen und Materialien entsprach der differenzierte

Kreuz Gang in Lübeck, Große Kiesau 5. Ansicht und Grundriß (links) und die Budenreihe Durchgang 6–11, Wahnstraße 48 (rechts)





Kurze Kesselstraße in Warendorf
(um 1920) und
Doppelgaden in der
Kurzen Kesselstraße 13/15
(Rekonstruktion um 1600)



soziale Status der Mieter. Im Jahre 1663, für das zum erstenmal die Bewohner des Kreuz Ganges und ihre Berufe nachgewiesen werden können, hieß dies: Die geräumigen Vorderhäuser an der Engelsgrube sowie die Traufhäuser an der Großen Kiesau waren allesamt an wohlhabendere Schiffer vermietet. In den Buden des Ganges dagegen hausten drei Bootsleute, ein Kornmesser, ein Tagelöhner sowie ein Bewohner ohne Berufsbezeichnung.¹⁸² Die Mieter in diesen Gängen lebten also nicht im Abseits, nicht in einem Ghetto, sondern in unmittelbarer Nachbarschaft zu den wohlhabenderen Einwohnern Lübecks.

Trotz dieser sozialräumlichen Durchmischung auf engstem Raum war jeder Gang eine in sich abgeschlossene Welt, eine »Stadt im Kleinen«. Man erreichte die Gang-Areale, indem man in den großen Vorderhäusern an der Straße durch niedrige, tunnelartige Durchlässe

¹⁸² Scheffel, Gänge, S. 107–111

ging. Dahinter erstreckten sich die Buden in Reihe, eine einzige Häuserzeile wie im Kreuz Gang an der Engelsgrube, manchmal aber auch mehrere. Durch die erwähnten, im späten 16. Jahrhundert verstärkt einsetzenden Bauspekulationen, für die die Investitionen des Reeders Wilhelm Meding nur ein Beispiel sind, wurde oft das gesamte Hinterland eines Baublocks durch verschiedene Wohngänge aufgeschlossen. Zu der planvollen Nutzung eines ganzen Binnengeländes durch eine Hand kam es dadurch aber nie. Es entstand vielmehr eine lose Addition unabhängiger Wohngänge je nach dem Besitz und dem Willen der Spekulanten.

Die Grundrisse der Buden variierten je nach Gangbreite zwischen quadratischen und längs- oder breitrechteckigen Formen. Die Häuser waren klein, gerade drei bis fünf Meter breit, alles war einfacher, auch primitiver als bei einem Handwerkerhaus. Die Buden waren ursprünglich ebenerdig mit kleinem Dachgeschoß, im 15. und 16. Jahrhundert auch einstöckig. Es handelte sich meist um Einraumhäuser, also um primitive Dielenhäuser, die bei längsrechteckigem Grundriß durch eine Wand in einen Vorderraum mit Küche und Bodentreppe und in eine rückwärtige kleine Stube aufgeteilt wurden. Bei querrechteckigem Baugrund wurde vorne an einer Seite die Stube abgetrennt, so daß wie bei den größeren Dielenhäusern ein seitlicher Flur und eine rückwärtige Küche entstanden. Nach der Mitte des 16. Jahrhunderts führte man einen neuen Bautyp ein. Zahlreiche Buden in den Gängen wurden nun massiv aus Backstein errichtet. Auch in den Häusern und Wohnungen der kleinen Leute hielten dadurch die Architekturformen der Renaissance Einzug, wenn auch in sehr bescheidener Form: rundbogige Türöffnungen und Fenster in Blendnischen.¹⁸³

Mietshäuser und Reihenanlagen gab es nicht nur in Lübeck. Selbst in dem mit circa 5000 Einwohnern nicht gerade großen westfälischen Warendorf wurden während des 15. und 16. Jahrhunderts Mietshäuschen, sogenannte »Gademe«, gebaut.¹⁸⁴ Wohlhabende Bürger ließen hier ganz ähnlich wie in Lübeck auf den Hinterhöfen ihrer Wohnhäuser entlang der Parzellengrenze zum Nachbarn oder in ihren Gartengrundstücken im Stadtgebiet giebel- oder traufständige Einzel- oder Reihenhaushäuser errichten, klein, aus Fachwerk »getymmert« und bis zu acht Mietparteien unter einem Dach Platz bietend. Im Jahre 1589 zählte man in Warendorf neben 498 Wohnhäusern immerhin 168 Gademe. Auch in Soest sind im 16. Jahrhundert solche Kleinhäuser, sogenannte »Gaden«, aus Fachwerk und mit hohen Küchendielen errichtet worden.¹⁸⁵

Die Lübecker Gänge und Buden, die Warendorfer Gademe, die Soester Gaden waren im allgemeinen nicht Folge eines öffentlichen sozialen Wohnungsbaus. Doch auch dazu gab es vereinzelte Ansätze schon während des 15. und 16. Jahrhunderts. In Lübeck selbst wurden beispielsweise im Jahre 1488 an der Mauer des St.-Johannis-Klosters fünfzehn einstöckige Häuser in weitgehend regelloser Reihe gebaut, 1502 stiftete man an der die zweiseitige Umfassung des St. Annen-klosters bildenden Ring- und Stadtmauer 23 »Gottesbuden« für

¹⁸³ Scheffel, Michael, Buden, Gänge und Wohnkeller in Lübeck – Die Wohnungen der städtischen Unterschichten im Mittelalter und der Frühen Neuzeit. In: Bedal, Konrad (Hrsg.), Hausbau im Mittelalter, Bd. III, Sobernheim/Bad Windsheim 1988, S. 31–67, hier S. 47–51

¹⁸⁴ Baumeier, Stefan, Mietshäuschen des 15. und 16. Jahrhunderts in Warendorf. In: Jahrbuch für Hausforschung 36/37 (1986/87), S. 79–112

¹⁸⁵ Michels, Hausbau, S. 356–358

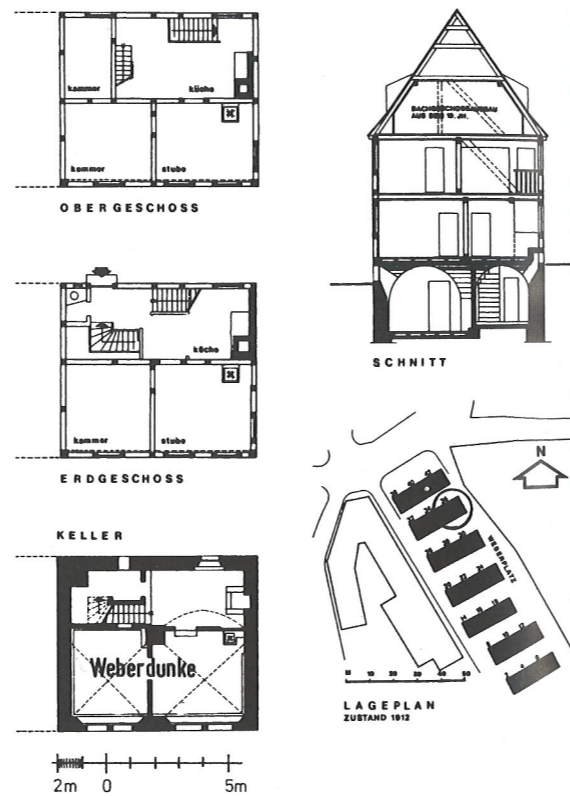
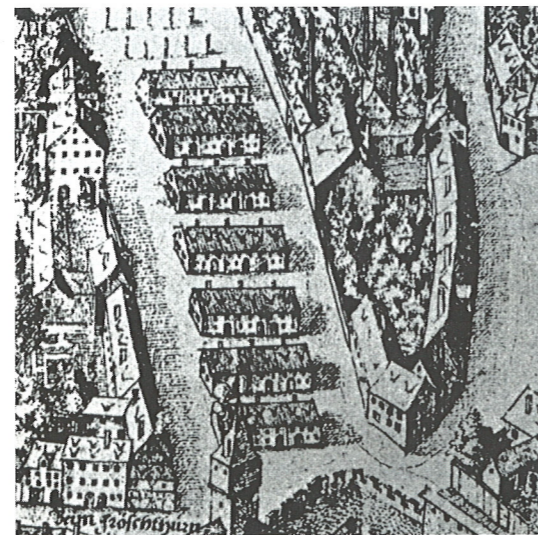
¹⁸⁶ Tietz-Strödel, Marion, Die Fuggerei in Augsburg. Studien zur Entwicklung des sozialen Stiftungsbaus im 15. und 16. Jahrhundert, Tübingen 1982, S. 197–202

Arme. Die Häuser dieser beiden Wohnstifte bei St. Johannis und St. Anna waren im Inneren aufgegliedert wie die Zinsbuden: Im Erdgeschoß lagen die Diele mit abgetrennter Stube sowie eine Flurküche, im Obergeschoß zwei Kammern.¹⁸⁶ Insgesamt sind sie gute Beispiele für das typische religiöse Stifterverhalten des ausgehenden Mittelalters.

In Oberdeutschland gab es Vergleichbares, freilich aus ganz unterschiedlichen Beweggründen: Die größte und planvollste Siedlung für arme Handwerker ließ der Nürnberger Rat 1489 und 1524 auf dem aufgeschütteten Stadtwall am Treipberg errichten. 21 Wohnhäuser entstanden hier, um sie an zuziehende Barchentweber aus Schwaben zu vermieten – keine soziale Großtat also, schon gar kein »gutes Werk« im religiösen Sinne, sondern eine rational kalkulierte Maßnahme zur Förderung der städtischen Wirtschaft. Die Siedlung wurde auf einem ansteigenden, langen und schmalen Platz zwischen zwei Baublöcken angelegt. Sieben parallele Zeilen zu je drei Häusern hat man dort gebaut, die fünf obersten Reihen in einem ersten Bauabschnitt um 1489, die zwei letzten im Jahre 1524 leicht dagegen versetzt. Fünf weitere, ursprünglich geplante Zeilen wurden wegen auftretender Bauschwierigkeiten nicht mehr ausgeführt. Groß waren die Häuser in der Webersiedlung »Sieben Zeilen« nicht, die der Rat in Auftrag gab. Die unter einem Dach aufgereihten Häuser waren aber

»Die Sieben Zeilen« in Nürnberg auf dem Stadtplan von H. Braun, 1608

Die Siedlung mit 21 Häusern wurde zusammenhängend errichtet, um Weber zum Zuzug nach Nürnberg zu bewegen (1489). Die Pläne (rechts) geben den Bestand des Hauses Weberplatz 36 wieder



zeitgenössisch angemessen und attraktiv genug, um fremde Gewerbetreibende anzulocken. Sie können daher als typisch für die Wohnverhältnisse einfacher Handwerker aus der unteren Mittelschicht Nürnbergs gelten. Die kleinen, aber durchaus solide gebauten Weberhäuser – sie bestanden äußerlich nahezu unverändert bis zum Zweiten Weltkrieg – besaßen ein Grundmaß von 8,20 mal 7,20 Meter und verfügten über einen steinernen Gewölbekeller mit Werkstatträumen, je zwei »Weberdunken« im rückwärtigen Teil und zwei je 2,65 m hohe Fachwerkobergeschoße zum Wohnen. Jedes der rund 59 m² großen Stockwerke mit einer Wohnfläche von 45 m² hatte eine Feuerstelle, galt also als abgeschlossene Wohneinheit für eine Familie. Die Stockwerkswohnung selbst war unterteilt in drei Räume: in die Stube mit Ofen, in die Küche mit Herd und in eine unbeheizbare Schlafkammer. Die sanitären Anlagen waren zeittypisch vom Haus getrennt, ein Bretterverschlag auf dem Mist genügte.¹⁸⁷ Die Mietpreise für die Einzelwohnung betrugen 2 bis 2,5 Rheinische Gulden pro Jahr.¹⁸⁸

Besondere urbanistische Anstrengungen, wenigstens einzelnen aus der Unzahl der Armen eine saubere, menschenwürdige und erschwingliche Unterkunft zu bieten, unternahm man auch andernorts. In Urach entstand um 1600 an dem nördlichen aufgeschütteten Stadtgraben und damit an der Peripherie der Stadt eine Webersiedlung als geschlossenes Reihenhausquartier mit etwa 30 Häusern in vier Zeilen. Heinrich Schickhardt hatte dazu die Entwürfe geliefert. Auch dieser Siedlung lag kein soziales, sondern ein merkantilistisches Motiv zugrunde: Man wollte die Handwerker durch existentielle Abhängigkeit binden.

Als Synonym für die Anfänge des sozialen Wohnungsbaus in Deutschland gilt das »reiche Augsburg«. Doch es gab in dieser Stadt nicht nur die Fuggerei, sondern auch städtisches Engagement zur Bekämpfung akuter Wohnungsnot. So ließen die Ratsherren im Jahre 1529 nach dem Vorbild der Fuggerei auf dem Gartengelände der Stiftsherren von St. Georg eine Handwerkersiedlung anlegen, die aus zwei Reihen zu je neun zweigeschossigen Traufhäusern bestand. Diese »Herrenhäuser«, die vor allem verarmten Webern eine Behausung innerhalb der städtischen Mauern boten, waren im Erdgeschoß in Stube, Flur und Küche und im Obergeschoß in Kammern unterteilt. Die Häuser verfügten überdies über einen Hochkeller mit einem »Weberdunk« und besaßen ungefähr die doppelte Wohnfläche wie die Häuser in der Fuggerei. Jahrzehnte später erfolgte eine erneute Initiative des Rats in Sachen sozialer Wohnungsbau: Zwischen 1560 und 1563 finanzierten die Herren den Bau von 57 kleinen eingeschossigen, unterkellerten Zinshäusern für arme Schlosser und Schmiede an der inneren Stadtmauer, die durch die Befestigung der Jakobervorstadt überflüssig geworden war. Wer wollte dort aber auch sonst wohnen? Sogar draußen an der äußeren Stadtmauer zwischen »Rotem Tor« und dem sogenannten »Einlaß«, einer für Kaiser Maximilian I. 1513/14 errichteten Toranlage, entstanden einstöckige Soldatenhäuser in langer Reihe.¹⁸⁹



Ansicht eines Hauses aus der Siedlung »Die Sieben Zeilen« in Nürnberg (erbaut 1524). Über dem Keller, in dem sich die Webstühle befanden, lagen zwei Fachwerkgeschoße mit Stube, Küche, Kammer (1966)

¹⁸⁷ Schwemmer, Bürgerhäuser, I, S. 116–118. Siehe hierzu auch den Beitrag von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 3, in diesem Band

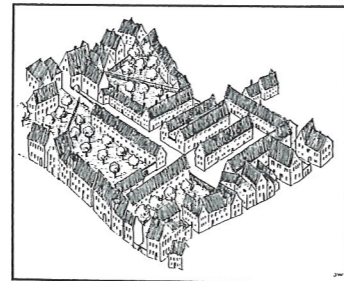
¹⁸⁸ Dirlmeier, Einkommensverhältnisse, S. 258

¹⁸⁹ Bushart, Kunst, S. 364 f. u. 368; Tietz-Strödel, Fuggerei, S. 124–128

¹⁹⁰ Tietz-Strödel, Fuggerei
¹⁹¹ Tietz-Strödel, Fuggerei, S. 68–75
¹⁹² Tietz-Strödel, Fuggerei, S. 75–96

Baustiftungen und soziales Engagement im bescheidenen Rahmen gingen im Augsburg des 16. Jahrhunderts jedoch auf das Vorbild Jakob Fuggers des Reichen und seiner Fuggerei-Stiftung zurück.¹⁹⁰ Im Jahre 1514 begann der Chef des Hauses Fugger »zur Lilie«, die ersten Grundstücke in der Jakobervorstadt zu kaufen; 1523 waren die 52 Häuser mit ihren 108 besteuerten Haushalten fertig. Der Wille des Stifters manifestiert sich in dem Stiftungsbrief des Jahres 1521: »Got zu lob«, so Jakob der Reiche, seien die Häuser »armen taglönern vnd hanndtwerkhern zue hilff« vorbehalten, unverschuldet in Armut Geratenen, die nicht öffentlich bettelten. Im Jahre 1548 erfuhr die Fuggerei noch eine Zustiftung mit einem Holz- und Blatternhaus durch die Neffen Jakobs. Das Fuggersche Engagement war ein Novum im deutschen Stiftungswesen, in dem es bis dahin nur Wohnstiftungen im Rahmen der klösterlichen Mildtätigkeit oder der zünftigen Daseinsvorsorge für verarmte Handwerksgenossen in Italien und Flandern gab.

Die Fuggerei präsentierte sich nach ihrer Fertigstellung 1523 als geschlossene Anlage.¹⁹¹ Zu den angrenzenden städtischen Straßen hin wurden die Gassen der Fuggerei durch Tore und Torhäuser begrenzt. Die Säume des Areals sind ringsum mit Häuserzeilen bestanden. In diesem umschließenden Rahmen mit der Herrengasse als Hauptachse hat man an der weiten Ostseite drei parallele Häuserzeilen eingefügt. Die Straßenfronten waren charakterisiert durch die regelmäßige Addition uniformer Typenhäuser mit gleichförmiger Fassadengliederung und durchlaufendem Traufdach, dahinter kleine Gärten oder ein winziger Hof. Vielfältige Variationen durchbrachen die sterile Atmosphäre: hier eine andere Gassenbreite, dort von der Norm abweichende kleinere oder größere Häuser; hier ein seitlich zur Gassenmitte verschobener Gemeinschaftsbrunnen, dort abwechselnd Giebel- und Traufhäuser als Eck- und Blickpunkte der Gassen.



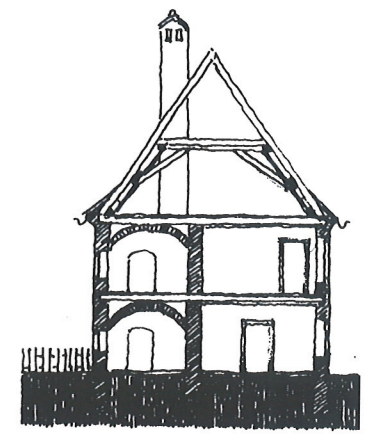
Stadtmodell der Augsburger Fuggerei von H. Rogel d. Ä. (1563)



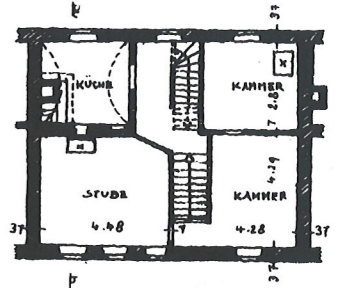
Straßenzug in der Augsburger Fuggerei

Die Häuser der Fuggerei waren dort, wo der Baugrund es erlaubte, weitgehend genormt und einstöckig. Die im Winkel von 52° geneigten Traufdächer trugen kleine geschleppte Dachgauben, die Giebel der Eckhäuser besaßen als typisches Bauelement Augsburger Bürgerhäuser eine einfache Treppe mit Firstaufsatz.¹⁹² Den Bau der Gesamtanlage rationalisierten genormte Fertigungselemente wie Fenster, Türen und Deckenbalken sowie einheitliche Grundrisse und Aufmaße. Die handwerkliche Arbeit ließ allerdings leichtere Variationen immer wieder zu. Der Grundtyp des Einzelhauses war das einstöckige Zweiparteienhaus, das wir schon in Nürnberg kennengelernt haben. Das Normhaus der Fuggerei wurde horizontal unterteilt, und es besaß separate Eingänge für jede Mietpartei. Erreicht wurde dies – nach dem Vorbild venezianischer Armenhöfe – durch zwei nebeneinanderliegende Türen an der vorderen Hausfront und eine in das Haus eingebaute steile Treppe, über die man direkt in das Obergeschoß gelangte. Die Abmessungen der 43 genormten Einzelhäuser betragen durchgängig in der Tiefe 7,90 m, in der Frontbreite fast immer 9,20 m. Die Stockwerke waren jeweils 2,30 m hoch. Die Wohnfläche umfaßte ähnlich wie die Nürnberger Weberhäuser 45 m². In den wenigen größeren Häusern der Fuggerei wurden etwa 50 m² pro Wohnung erreicht.

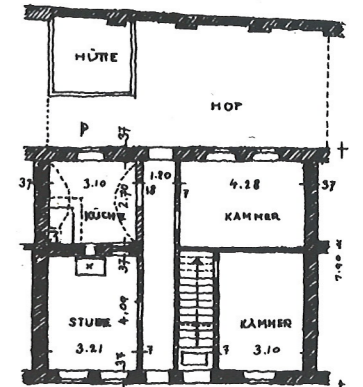
Die innere Aufteilung der meisten Fuggerei-Häuser war dadurch bestimmt, daß Wohnraum und Küche getrennt waren, ein typisches Element des schwäbischen Kleinhauses ganz im Gegensatz zur oberdeutschen Wohnküche. Die Stube lag immer neben der an der Rückseite der Häuser plazierten Küche. Der Rauch des Herdfeuers wurde in der Küche über einen offenen Abzug abgeführt. Von der Küche aus wurde auch der Stubenofen beheizt. Das waren sogenannte Hinterladeröfen, wie es sie in Nieder- und Oberdeutschland vereinzelt



QUERSCHNITT a - b HAUS Nr.



OBERGESCHOSS



3 1/2 Schuh = 9,20 M
 ERDGESCHOSS

Querschnitt und Grundrisse eines Hauses in der Fuggerei

Küche in der Augsburger Fuggerei

¹⁹³ Tauber, Jürg, Herd und Ofen im Mittelalter, Olten/Freiburg im Breisgau 1980

¹⁹⁴ Dirlmeier, Einkommensverhältnisse, S. 258 f.

¹⁹⁵ Pastor, Reise, S. 31

schon im 12. und 13. Jahrhundert gab. In den Fuggerei-Häusern wurden sie von den Hafnern in sehr einfachen und preisgünstigen Formen aus Schamottsteinen, Lehm und aus vorgewölbten oder eingetieften Becher- und Röhrenkacheln gebaut. In den Häusern der Oberschicht dagegen wurden während des 15. und 16. Jahrhunderts Kachelöfen verwendet, die gänzlich aus zumeist grün glasierten Bild- oder Reliefkacheln bestanden und Repräsentationsobjekte in den Kaufmannshäusern und Ratssälen darstellten.¹⁹³

Die rückwärtige Lage der Küche in den Fuggerei-Häusern begünstigte auch die Abfallbeseitigung. Hier befand sich der tragbare Abort und die als »Badstübel« bezeichnete Waschkammer, äußerst bemerkenswert für diese Zeit. Neben Stube und Küche verlief ein schmaler, gerader Hausflur quer durch das Haus, der von der Haustür bis zur Hintertür führte. In diesem Flur hatte man direkt hinter dem Eingang eine kleine, abgedeckte Frischhaltegrube eingelassen, da die Häuser aufgrund des hohen Grundwasserspiegels keine Keller besaßen. Auf der anderen Seite des Flurs schlossen sich zwei nicht beheizbare Schlafkammern an. Dort bezeichneten Kienspanlichtnischen in den Wänden den Platz der Betten. Die Stube empfing Licht von mindestens zwei Fenstern, für den vorderen Schlafraum blieb dagegen nur ein Fenster. Die hintere Schlafkammer und die Küche besaßen ein oder zwei Fenster. Die Aufteilung des oberen Stockwerks war bei unterschiedlichen Abmessungen der einzelnen Zimmer und der Küche im wesentlichen mit der Raumfolge des Erdgeschosses identisch. Hinter den Häusern lagen kleine Gärten und Höfe.

Sicherlich sind die beigebrachten Beispiele – die Fuggerei, die Herrenhäuser, die Sieben Zeilen – Mustersiedlungen. Die vielen Ähnlichkeiten etwa im Hinblick auf die Wohnflächen von 40 bis 50 m² und die bei aller regionalen Vorprägung vergleichbare Aufteilung der Häuser und Wohnungen verdeutlichen aber, daß hier zeitgemäße Vorstellungen verwirklicht wurden, die der sozialen und wirtschaftlichen Situation der Mieter angemessen waren. Der Maßstab dafür war fast überall gleich. Sicherlich hat nicht jeder kleine Handwerker, haben schon gar nicht die vielen städtischen Armen so gewohnt; die Pauschalurteile über Verelendung und Schmutz werden aber den Wohnverhältnissen der Unterschichten im späten 15. und 16. Jahrhundert nicht gerecht.¹⁹⁴

2.3 Lokale Gewohnheiten und städtische Ordnung: Grundrisse, Nutzungsgefüge und Ausstattungen der größeren Kaufmanns- und Handwerkerhäuser

»Die Häuser von Innsbruck«, ließ sich Antonio de Beatis im Jahre 1517 vernehmen, seien »sehr schön und mit Dächern, Fenstern und Fassaden versehen, jedoch nach einheimischer Weise«.¹⁹⁵ Lokale und regionale Gewohnheiten prägten bei allem modischen importierten Zierat der Renaissance aus Italien, Frankreich und den Niederlanden die Häuser des späten 15. und 16. Jahrhunderts. Dies haben wir schon bei der äußeren Betrachtung der großbürgerlichen Wohnhäuser und

Stadtpaläste, aber auch bei den Buden der ärmeren Bevölkerung in den deutschen Städten gesehen. Besonders das verwendete Baumaterial entschied seit dem Mittelalter über das Erscheinungsbild von Häusern und Städten, über das Bauprogramm der städtischen Häuser, über ihre Bauformen und ihren Schmuck sowie über den sozialen Status des Hauses. In Südostdeutschland hat man die Häuser auch noch während des 16. Jahrhunderts vorwiegend aus Hausteinen errichtet; im deutschen Südwesten, in West- und Mitteldeutschland tat sich das Fachwerk hervor, so daß nahezu geschlossene »Fachwerkstädte« entstanden: Hannoversch Münden, Goslar und Hildesheim, Einbeck – eine Stadt, die nach einer Feuersbrunst von ihrer Bausubstanz her ganz dem 16. Jahrhundert angehört –, auch Franckenberg (neu gebaut nach dem Stadtbrand von 1476), Korbach und Marburg. Der Norden Deutschlands, aber auch Teile Bayerns wurden von der Ziegelbauweise beeinflusst, die sich dort langsam seit dem späten 12. Jahrhundert entwickelte. Im 15. und 16. Jahrhundert dominierte unter dem Einfluß städtischer Verordnungen der Ziegelstein in diesen Regionen. Beim näheren Hinsehen ergeben sich aber erhebliche Differenzierungen. In Hamburg beispielsweise scheint man auch weiterhin Holzbauten errichtet zu haben, wie entsprechende Verbote von hölzernen Giebeln aus dem Jahre 1529 belegen. Doch städtische Verordnungen waren vielfach Schall und Rauch. Grabungen in Hamburg zeigen, daß ein auf dem gleichen Grundstück gebautes Holzhaus bis ins 17. Jahrhundert hinein immer wieder durch ein neues abgelöst wurde. Darüber hinaus sind lehmverkleidete Seitenwände noch für das 16. Jahrhundert in manchen niederdeutschen Städten nachzuweisen. Und auch Fachwerkbauten lassen sich dort seit dem 16. Jahrhundert finden.

Das Fachwerk begünstigte die modische Tendenz zu mehr und größeren Fenstern. Als sich ein Maurermeister in Lübeck 1555 sein Haus erbaute (Hartengrube 20), ließ er über einem massiven Erdgeschoß aus Stein ein Fachwerkobergeschoß aufsetzen. Fachwerk blieb jedoch nicht auf die Mittelschichten beschränkt, mit reichem Schnitzdekor wurde es auch im Hausbau des Lübecker Patriziats verwendet. Ähnliche Erscheinungen konnten auch im westfälischen Lemgo beobachtet werden. Hier wurde nach dem Vordringen des Massivbaus während des 15. Jahrhunderts seit 1550 wieder verstärkt mit Holz gebaut. Die Forschung hat in diesem Zusammenhang von einer Trendwende gesprochen.¹⁹⁶ Dagegen erlebte in der Fachwerkstadt Soest der Bruchsteinbau während des 16. Jahrhunderts eine große Blüte. Nach 1600 entstanden jedoch in der westfälischen Stadt lange Zeit keine neuen Steinhäuser mehr. In Soest, wo der Stadtadel seit dem 13. Jahrhundert in Steinpalästen saß, war auch die vermögende Bürgerschaft seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dazu übergegangen, den Steinbau als prestigesteigerndes Gestaltungsmittel zu benutzen, bezeichnenderweise aber nur für die Fassaden ihrer Gebäude. Die neue steinerne Fassade wurde zum Statussymbol, die Hausseiten und die Rückgiebel der Häuser mochten da getrost im alten Holzfachwerk verbleiben.¹⁹⁷

¹⁹⁶ Zum Ziegelbau: Sander-Berke, Baustoffversorgung. Zum Bauen in Niederdeutschland: Terlau, Karoline, und Fred Kaspar, Städtisches Bauen im Spannungsfeld zwischen Bautechnik, Baugesetzen und Parzellenzuschnitt. Zur Frühgeschichte des Wohnhauses in Nordwestdeutschland. In: Meckseper, Cord (Hrsg.), Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650, 4 Bde., Stuttgart-Bad Cannstatt 1985, hier Bd. III, S. 469–511. Darüber hinaus an Beispielen: Imhof, Michael, Bauen und Wohnen in einer fränkischen Kleinstadt vom 16. bis 19. Jahrhundert am Beispiel von Königsberg in Bayern, Bamberg 1993; Kaspar, Bauen und Wohnen, S. 47 f. u. passim

¹⁹⁷ Michels, Hausbau, S. 298 f. u. 304. Siehe hierzu auch die Beiträge von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 7, und Jens Friedhoff, Kapitel 1.4.2, in diesem Band



Brünebrede in Warendorf (1613)

¹⁹⁸ Im Überblick: Benker, Bürgerliches Wohnen, S. 22 f. An Einzelbeispielen: Kaspar, Bauen und Wohnen, S. 125–228; Kaspar, Bau- und Raumstrukturen, S. 175–186

¹⁹⁹ Poppe, Roswitha, Das Osnabrücker Bürgerhaus, Oldenburg 1944, S. 46–48 u. 72 f.

²⁰⁰ Kaspar, Bau- und Raumstrukturen, S. 169

²⁰¹ Mohrmann, Ruth-E., Wohnen und Wohnkultur in nordwestdeutschen Städten im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. In: Meckseper, Stadt, Bd. III, S. 513–530, hier S. 518

²⁰² Benker, Gertrud, In alten Küchen. Einrichtung – Gerät – Kochkunst, München 1987; Kaspar, Bauen und Wohnen, S. 158–166

²⁰³ Mohrmann, Wohnen, S. 518

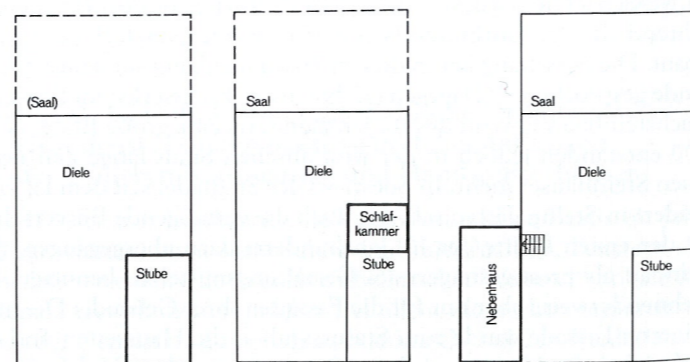
Hausnutzung in einem Lemgoer Wohnhaus (der heizbare Raum, Schlafen der Familie, das Altenteil)

Neben den wenigen großbürgerlichen Stadthöfen und der großen Zahl der unterbürgerlichen Einzellhäuser und Reihenhaussiedlungen an den Rändern und in den äußeren Zonen der Stadträume prägten vor allem die Häuser der wohlhabenden Kaufleute und der Handwerker aus der oberen Mittelschicht das Bild der Kernstädte. Wie das städtische Haus bürgerlicher Wohlhabenheit in seinem Grundriß, in seiner inneren Aufteilung und in seinem Nutzungsgefüge während des 16. Jahrhunderts aussah, beleuchtet das folgende Kapitel.

2.3.1 »Delen« und »Danzhuser«: städtische Wohnhäuser in Niederdeutschland

Die großen niederdeutschen Städte waren seit dem Mittelalter auf Handel ausgerichtet und gehörten der Vereinigung der Hanse an. Es ist daher sowohl in der Bauweise als auch in der Inneneinrichtung der Einfluß Hollands zu spüren. Hier im Norden, etwa in Danzig und in Hamburg, gab es auch eine ganze Reihe von Kolonien niederländischer Protestanten; auf ihren Einfluß geht zum Beispiel die Verwendung der blaubemalten Fliesen mit weißem Grund an den Wänden der Dielen norddeutscher Häuser zurück.¹⁹⁸

Das markante Merkmal des niederdeutschen Bürgerhauses ist seit dem 13. Jahrhundert die große Diele (Dele oder Däle). Das Haus war in der Tat ein einziger großer Raum, und die große hohe Diele wird noch in den Quellen des 15. und 16. Jahrhunderts als »im Haus« bezeichnet. Das Dielenhaus bot umfassenden Platz für Arbeiten und Wohnen und paßte sich variabel den spezifischen Anforderungen verschiedener städtischer Berufe an: Vorne, hinter der Eingangspforte, wurde gearbeitet, im Bereich um die Herdstelle im hinteren Teil der Diele lebte die Familie. Das Haus war eigentlich ein Wirtschaftsbau. Die Flexibilität des Bautyps war so groß, daß ein Wohnhaus sogar ohne größere bauliche Veränderungen als Stallscheune verwendet werden konnte. In Handwerkerhäusern läßt sich bis weit in die frühe Neuzeit hinein keine Trennung von Wohn- und Arbeitsbereichen erkennen. In Lemgo konnte sogar noch im 18. Jahrhundert

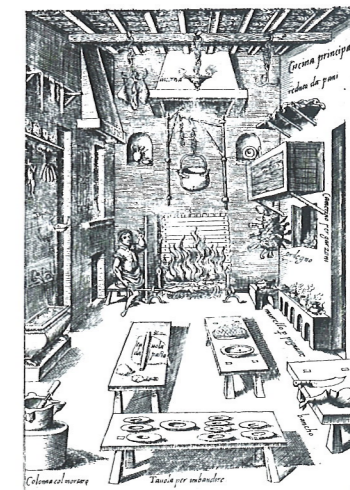


eine Schmiedewerkstatt nachgewiesen werden, in der Schmiede- und Herdfeuer identisch waren – die glühenden Schmiedeeisen und der Kochtopf mit der dampfenden Getreidegrütze in trautem Nebeneinander!

Als im 16. Jahrhundert in zahlreichen Städten Norddeutschlands die gewerbliche Wirtschaft stagnierte oder sogar zurückging, sahen sich die Städter gezwungen, Landwirtschaft zu betreiben. Das hatte Folgen für Grundriß und Ordnungsgefüge der Häuser. Es kam vermehrt zur Errichtung von sogenannten Ackerbürgerhäusern – ein solches Haus ist beispielsweise schon 1539 in Osnabrück bezeugt.¹⁹⁹ Zu diesen neuen Wohnbauten gehörten Ställe, die von der Wohndiele aus zugänglich waren; Schweine und anderes Hausgetier tummelten sich aber auch auf der befahrbaren Diele. Das Dielenhaus war also, wie Fred Kaspar hervorgehoben hat, keineswegs eine Art »Urhaus«; es war vielmehr »die auf Grund wirtschaftlicher Gegebenheiten herausgebildete optimale Form« eines Hauses.²⁰⁰

Trotz aller Mischfunktionen und -nutzungen hatte das Dielenhaus jedoch auch klare und eindeutige räumliche Zuordnungen. Die Feuerstelle beziehungsweise Küchenzone, zumeist an die rückwärtige Giebelwand gerückt, besaß die höchste Bedeutungsverdichtung in der Diele; hier lag der Mittelpunkt des Hauses, hier war das Zentrum des geselligen häuslichen Lebens.²⁰¹ In den westfälischen Dielenhäusern wurde der Küchenbereich auch noch im 16. und bis ins 17. Jahrhundert hinein nicht als selbständige Einheit angesehen, er war und blieb in die übrige Diele einbezogen.²⁰² In Lemgoer Inventaren beispielsweise heißt es, daß die aufgeführten Küchengerätschaften »auf der Diele« zu finden seien, seltener steht dort »beim Herde« oder gar »in der Küche«. Lemgo wie die anderen Städte in Nordwestdeutschland sind freilich typische Beispiele dafür, daß Verbesserungen in der Wohnqualität, wie sie der räumliche Abschluß des Küchenbereichs dargestellt hätte, angesichts des traditionell Üblichen nicht oder nur langsam akzeptiert wurden. Bei der Küche hat man ein eindeutiges Ost-West-Gefälle nachweisen können. Denn während in Braunschweig und in weiteren Städten des nordöstlichen Deutschlands schon im 15., vor allem aber im 16. Jahrhundert separierte »koken« üblich geworden waren, verblieben in Osnabrück bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die offenen Herdstellen auf den Dielen.²⁰³

Das Küchenareal innerhalb der Diele war und blieb so im Nordwesten Deutschlands nicht ausschließlich dem Kochen vorbehalten – es war auch noch nicht mit Herd, Gossenstein und Hackstapel der exklusive Arbeitsbereich der Hausfrau –, sondern der Herd- und Küchenplatz war vielmehr im 16. Jahrhundert Ort der täglichen Mahlzeiten. Der Küchen- und Speisebereich wurde daher in den Häusern der Wohlhabenden repräsentativ ausgestattet: Tische standen hier, Bänke, Stühle und andere Sitzgelegenheiten wie Bänke mit umklappbarer Lehne, Siedeln genannt. Auf Regalbrettern an den Wänden oder in einer speziellen Anrichte hatte man sein Prunkgeschirr aus Zinn und Messing untergebracht und bot es stolz den Blicken der Gäste dar. Genüßlich zählte beispielsweise der Stralsun-



Blick in eine Hofküche. Im Vordergrund links der große Mörser, daneben die Anrichte und rechts der Hackstock, dahinter die Arbeitstische, das Wasserbecken sowie Herde und im Hintergrund das Feuer mit Bratspieß und Hängetöpfen. Die Abbildung stammt aus »Opera – Die Küche von Papst Pius V.« von Bartolomeo Scappi (1560)



Spätmittelalterliche Küche. Holzschnitt aus Platina Cremonensis: Von der erlichen zimlichen auch erlaubten Wolust des Leibs, Augsburg 1542

²⁰⁴ Brosthaus, Ursula, Bürgerleben im 16. Jahrhundert. Die Autobiographie des Stralsunder Bürgermeisters Bartolomäus Sastrow als kulturgeschichtliche Quelle, Köln/Wien 1972, S. 74 f.

²⁰⁵ Mohrmann, Wohnen, S. 518

²⁰⁶ Flake/Bühler, Montaigne, S. 117

²⁰⁷ Kaspar, Fred, Städtisches Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland – 10 Jahre Forschungsprojekt, ein Überblick. In: Wiegmann, Günter, und Fred Kaspar (Hrsg.), Beiträge zum städtischen Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland, Münster 1988, S. 1–16, hier S. 11

der Bürgermeister Bartolomäus Sastrow (1520–1603) in seiner Lebensbeschreibung den in der Küchenzone seines Hauses zur Schau gestellten Reichtum auf: ein »Handtbecken« aus Messing, ein weiteres Becken, allerhand »zinnern Zeug«, dazu silberne oder vergoldete Becher und Pokale, Schalen, Kannen, vier »Schawbecher«, vier Römer, auch zwei »Maniöliken«, Gefäße zum Aufbewahren und Vermischen des Öls und so fort.²⁰⁴ Weiter unten auf den Küchenregalen befand sich das minderwertigere Küchengerät wie Pfannen, Bratspieße, Kessel, Töpfe und was man sonst noch alles besaß.

Die Feuerstelle lag in besseren Häusern, wie erwähnt, an der Rückwand des Dielenhauses, in den Bauten der Handwerker und einfachen Leute in einer seitlichen Nische der Diele. Bei den Wohlhabenden wurde die Herdstelle, die im Mittelalter das ganze »Hus« mit ihrem Qualm erfüllt hatte, während des 15. und 16. Jahrhunderts »gezähmt«, indem man über das Feuer einen Rauchfang setzen ließ.²⁰⁵ Auf diese Weise wurde die rückwärtige Dielenwand mit dem Herd während des 16. Jahrhunderts zu einer wahren Schauwand ausgestaltet. Der Rauchfang war wohl zunächst noch von bescheidenen Ausmaßen und auf ein funktionales Maß von höchstens zwei Meter Breite beschränkt. Um 1600 aber wurden breitere, repräsentativere Rauchfänge eingebaut, die in der Formensprache der Renaissance gehalten und mit Inschriften individuell gestaltet waren. In den Häusern der weniger begüterten Leute dagegen blieb die Feuerstelle in vielen Fällen bis zum beginnenden 19. Jahrhundert ohne Rauchfang. Der Herd war zumindest mit Kesselhaken und Brandruten ausgestattet, denn ohne diese Gerätschaften konnte eine Herdstelle nicht betrieben werden. Es standen dort auch Feuerböcke, Feuerschaufeln und Zangen. In reicheren Haushaltungen des 16. Jahrhunderts waren auch vereinzelt in den Rauchfang eingebaute Bratenwender zu finden. Und tatsächlich wird in Michel de Montaignes Reisebeschreibung ein solcher mechanisierter Bratspieß im Gasthaus »Adler« zu Brixen erwähnt, der »auf der Anwendung eines Räderwerks beruhte: eine Schnur wurde mit aller Kraft um eine eiserne Rolle gewunden und dann künstlich aufgehalten, wenn sie sich abwickeln wollte, so daß sie dazu eine Stunde brauchte, nach deren Verlauf sie wieder aufgewunden werden mußte. Wir hatten schon andere gesehen, bei denen Windzug im Kamin die Bewegung veranlaßt hatte.«²⁰⁶ In großen Häusern waren für die Bedürfnisse der Küche auch eigene Brunnen mit Pumpsystemen vorhanden.

Bedeutenden Einfluß auf die räumliche Entwicklung des niederdeutschen Dielenhauses nahmen die Häuser der Kaufleute. In Westfalen wurde am Ausgang des Mittelalters, in norddeutschen Hansestädten offensichtlich schon früh während des 14. Jahrhunderts der gewaltige zweigeschossige Dielenraum der Kaufmannshäuser durch verschiedene Einbauten in separate Arbeits- und Wohnbereiche differenziert.²⁰⁷ Unter oberdeutschem Einfluß hat man häufig im vorderen Teil der Diele neben der großen, teils befahrbaren, teils nur begehbaren Eingangstür einen niederen Stubenraum eingebaut – ein zumindest langfristig umwälzender Vorgang für das städtische Woh-

nen. Denn die zwischen 15 und 20 m² große Stube brachte den Bewohnern manche Annehmlichkeiten, war sie doch durch einen Ofen beheizt und damit rauchfrei. Dennoch hatte sie im sekundären Stubengebiet Norddeutschlands, wie Beispiele aus Lemgo zeigen, auch noch im 16. Jahrhundert in vielen Fällen nur eine untergeordnete Bedeutung für das Wohnen selbst. Inventare dokumentieren, daß sie spärlich möbliert war und blieb: Ofen, Tisch, einige Sitzgelegenheiten – mehr nicht. Wirklich gewohnt wurde also darin nicht. Erst seit Beginn des 17. Jahrhunderts ist die Stube zu einem Wohnraum für alle sozialen Schichten geworden. Das sieht man gerade an der Ausstattung, beschwerte sich doch beispielsweise 1621 der Tischlermeister Hans Bötter aus Wilster bei der Erwerbung eines Hauses darüber, daß der Vorbesitzer das »panehl in der stuben«, also die Holzverkleidung, herausnehmen wollte. Dies war für ihn sogar Grund genug, das Haus nicht zu kaufen.²⁰⁸

In der Stube der Kaufmannshäuser des 16. Jahrhunderts wurde zwar nicht gewohnt, aber fleißig gearbeitet. Zur Ausstattung der Kaufmannsstube in Bremen zählte offenbar wie selbstverständlich das »Kunthor«, der Schreibtisch des Kaufherrn. Im Jahre 1591 wurde in »weiland Hermann Crüwell's Bürger selig Erbhaus« zu Lemgo ein Inventar aufgenommen und dabei in der Stube ein runder Tisch, ein Stuhl, einige feste Wandbänke, überdies sechs Sitztruhen und weitere Kisten vorgefunden, in denen Geschäftspapiere und Rechnungsbücher lagen. Auch Gläser waren unter die Korrespondenzen und Kladden gemischt – schlechte Geschäfte versüßte man sich mit einem Schlückchen Malvasier, gute Geschäfte wurden begossen. Auch Verhandlungen wurden hier geführt. Die nebenan im vorderen Teil des Hauses liegende größere Diele der Kaufmannshäuser diente dagegen dem Handel und hatte als Verkehrs-, Eingangs- und Wirtschaftsbe- reich Bedeutung. Hier stand die große Kaufmannswaage, hier lagen die Fässer und Warenballen, von hier aus ließen sich Güter und Waren über einen Aufzug, der im 16. Jahrhundert von der Giebelseite des Hauses in die Diele verlegt wurde, auf die Dachböden befördern. Daher war die Ausgestaltung der vorderen Diele auch nicht so aufwendig wie der Küchenbereich. Zwar wurde die Diele bei großen Kaufmannshäusern durch die modischen hohen und luxuriösen Glasbahnenfenster neben dem Tor reichlich belichtet und im späten 16. Jahrhundert auch mit beschnitzten und mit Vorkragungen versehenen Einbauwänden repräsentativ ausgestattet, als Verkehrsraum blieb die Diele jedoch weitgehend ohne Mobiliar.

Von der zentralen Diele aus war die Stube zugänglich; von hier aus wurden auch die Hinterladeröfen der Stuben beheizt, die noch etwa im Soest des 16. Jahrhunderts ihren Rauch ungehindert in die Dielen entließen.²⁰⁹ Von der Diele aus gelangte man ebenfalls in die anderen Funktionszonen des Hauses, die sich während des 15. und 16. Jahrhunderts entwickelten. In Westfalen waren solche Zonen in das Haus miteinbezogen, in Norddeutschland dagegen ließ man auf dem Hof große steinerne Flügelbauten errichten, wie wir dies am Lüneburger Beispiel schon gesehen haben. Doch auch die neuent-

²⁰⁸ Mohrmann, Ruth-E., Volksleben in Wilster im 16. und 17. Jahrhundert, Münster 1977, S. 242

²⁰⁹ Michels, Hausbau, S. 338

standenen großen repräsentativen Säle in den Obergeschossen der Anbauten erreichten die Hausbewohner von der Diele aus. In Goslar, auch in Lübeck hat man dazu an der Rückseite der hohen, zweigeschossigen Diele Galerien eingebaut. Solche Saalbauten blieben jedoch nicht allein auf das Gebiet des hohen Dielenhauses beschränkt, sondern fanden beispielsweise auch im Hessischen Verbreitung. An diesen Flügelbauten mit ihren Sälen zeigt sich deutlich das Bestreben der Bewohner, die zentrale Wirtschaftsdiele als hauptsächliches Funktionselement des Hauses nicht anzutasten, sondern für die gestiegenen oder veränderten Wohnbedürfnisse zusätzliche Möglichkeiten durch Anbauten zu schaffen. Wie wir gesehen haben, konnten aus diesem Wunsch nach Nutzungsvergrößerung des ursprünglichen Dielenhauses ganze Gruppenbauten entstehen. In Greifswald zählte Bartolomäus Sastrow zu seinem 1555 aufgegebenen Anwesen neben dem Haus die »Kemenate« – er meinte damit das Hinterhaus –, einen Stall, Stuben, Keller und Hof.²¹⁰

Welche Wünsche nach Veränderung im Wohnen und welche Zwänge innerhalb des Nutzungsgefüges eines Hauses verbanden sich mit diesen als Hinterhäuser, als »danzhuser«, angebauten Flügelanlagen?

Da sind zunächst einmal die Bedürfnisse der Kernfamilie.²¹¹ In den Saalwohnräumen schliefen Eltern und Kinder, und zwar noch bis ins 16. Jahrhundert hinein, ohne räumliche Trennung. Bartolomäus Sastrow erzählt in seiner Autobiographie eindrücklich davon, daß sich die eigentlichen Wohn- und Familienräume in diesen Flügeln des Hinterhauses befanden.²¹² Die Eltern besaßen ein »Himmelbett«, eingerichtet mit Unter- und Oberbett – »Hauptpfühl« und Decken, um Sastrow zu zitieren.²¹³ Die Kinder wurden in einfacheren Bettpfühlen, auch in Rollbetten, untergebracht, die nach den Inventaren zahlreich in diesen Sälen standen. In den wohlhabenderen Häusern Lübecker und Lüneburger Kaufherren, aber auch in den Wohnhäusern westfälischer Städte machten sich allerdings in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Bestrebungen breit, die Säle räumlich zu separieren. In den großen Flügelbauten norddeutscher Kaufmannshäuser wurde nun eine Wand eingezogen, die einen kleineren hinteren Raum abteilte. Eine freilich in ihren Ausmaßen großzügig bemessene Kammer war entstanden, in der man jetzt die Betten aufstellte. Decken und Wände dieser Kammern wurden bemalt, Kamine eingezogen. Reiche Ausstattungsstücke gaben diesen Räumen ein besonderes Gepräge. In den westfälischen und niedersächsischen Städten setzte man sogar in die Schlafräume im Obergeschoß der Flügelbauten innerhäusige Aborte ein. In den vor den Schlafkammern liegenden Sälen standen ebenfalls Betten. Diese großen Räume, die reich mit allen Accessoires der zeitgenössischen gehobenen Wohnkultur ausgestattet waren, boten nur Gästen Schlafgelegenheiten. Darüber hinaus nutzten die Kaufherrengeschlechter den Saal seit dem 16. Jahrhundert für die täglichen Mahlzeiten sowie für Familienfeiern und rauschende Hausfeste.

Mit ihren Schlafgemächern in den Flügelbauten setzte sich die Familie des Hausbesitzers auch und gerade von ihrem Gesinde ab. In den

Häusern der Kaufherren wollte man im 16. Jahrhundert nichts mehr gemein haben mit den zahlreichen Knechten und Mägden, die in Lohn und Brot standen. Spezielle Schlafräume hielt man für die dienenden Leute allerdings in der gesamten Vormoderne nur selten bereit.²¹⁴ Der Schlafplatz des Gesindes lag nach norddeutschen Inventaren des 16. Jahrhunderts vielmehr am jeweiligen Arbeitsplatz. Die Knechte schliefen in Diele, Scheune und Stall, wo gerade Platz war – dies blieb teilweise so bis ins 19. Jahrhundert. Sie sollten in der Nacht die Vorräte und die Tiere des Hausherrn bewachen. Die Mägde fanden ihre Schlafstelle ebenfalls in dem Teil des Hauses, in dem sie sich den Tag über aufhielten: in der Nähe des Herdfeuers. Auch für sie hatte man zumindest im 16. Jahrhundert noch keine separierten Schlafgelegenheiten, erst im 18. Jahrhundert wies man ihnen spezielle Räume bei der Küche zu, die sogenannten »Butzen«. In den Häusern der Wohlhabenden gefiel man sich überdies im 16. Jahrhundert darin, nicht mehr gemeinsam mit dem Gesinde die täglichen Mahlzeiten einzunehmen. Getrennte Eßtische standen bereit. Das Gesinde aß in der Diele, die Familie speiste auf dem Saal.

Darüber hinaus sind seit dem ausgehenden Mittelalter Tendenzen auszumachen, die Kernfamilie von den Großeltern räumlich zu trennen.²¹⁵ Spannungen und die täglichen Scharmützel zwischen den Generationen um Nichtigkeiten sollten dadurch vermieden werden. Es sei allerdings dabei angemerkt, daß die üblichen Vorstellungen von einer vorherrschenden Mehrgenerationenfamilie in den Städten Alteuropas falsch sind. Das Normalmaß setzte vielmehr der Haushalt, bestehend aus der Kernfamilie und dem Gesinde.²¹⁶ Wie dem auch immer sei – dort, wo doch mehrere Generationen unter einem Dach wohnten, versuchte man im 16. Jahrhundert möglichen Schwierigkeiten durch räumliche Separierung zu begegnen. Das war damals bereits in adligen Haushalten durchaus üblich und auch auf den Bauernhöfen in den Anerbengebieten gang und gäbe. In den norddeutschen Bürgerhäusern sind die baulichen Anzeichen für die Trennung der Generationen seit dem 15. Jahrhundert zu beobachten. Allerdings konnten sich nur die Reicherer solch einen finanziell aufwendigen Raumluxus erlauben. Bei ärmeren Leuten tat es mitunter ein Wohnraum, der von der Diele abgetrennt wurde, oder man zog, einfach und schwierig zugleich, »ideelle Grenzen«. Die aufwendigste Form des Altenteils war in den Städten das Nebenhaus, entstanden wohl unter dem Einfluß des neuen seitlichen Flügelbaus und realisiert in Form von Anbauten über der Hofzufahrt oder anderswo. Diese Nebenhäuser boten genügend Platz und Bequemlichkeit für die Altenteiler und enthielten Wohnsäle, Kamine, große Fenstergruppen und Toilettenanlagen. Sie blieben aber auch noch im 16. Jahrhundert räumlich mit der Küche des Dielenhauses verbunden, das Herdfeuer wurde von allen gemeinsam genutzt.

Trennungen innerhalb der Nutzungs- und Wohnfunktionen traten überdies dann auf, wenn in das Haus Mieter aufgenommen wurden. Zwar beanspruchten die vermögenden Leute im gesamten vormoderne Niederdeutschland während des 16. Jahrhunderts ein komplettes

²¹⁰ Brosthaus, Bürgerleben, S. 74

²¹¹ Kaspar, Bau- und Raumstrukturen, S. 182 f.; Kaspar, Bauen und Wohnen, S. 178–181

²¹² Brosthaus, Bürgerleben, S. 74

²¹³ Brosthaus, Bürgerleben, S. 75

²¹⁴ Kaspar, Bau- und Raumstrukturen, S. 180 f.; Kaspar, Bauen und Wohnen, S. 176–178

²¹⁵ Kaspar, Bau- und Raumstrukturen, S. 175–179; Kaspar, Bauen und Wohnen, S. 181–184

²¹⁶ Schilling, Stadt, S. 18 f.

²¹⁷ Mohnike, Gottlieb Christian Friedrich (Bearb.), Bartolomäi Sasstrowen Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens, 3 Tle., Greifswald 1823/24, hier Bd. III, S. 131

²¹⁸ Mohnike, Sasstrow, Tl. I, S. 88

²¹⁹ Benker, Bürgerliches Wohnen, S. 22. Siehe hierzu auch den Beitrag von Fritz Schmidt/Ulf Dirlmeier, Kapitel 7, in diesem Band

²²⁰ Hundsichler, Helmut, Wohnen. In: Kühnel, Harry (Hrsg.), Alltag im Spätmittelalter, Graz/Wien/Köln 1985 (zweite Auflage), S. 259. Allgemein: Hähnel, Joachim, Stube. Wort- und sachgeschichtliche Beiträge zur historischen Hausforschung, Münster 1975

Haus für sich, ihre Familie und ihr Gesinde, sei es neu gebaut, ererbt, gekauft oder gemietet – die Aufnahme als Bürger war ja bis zu den Reformen des 19. Jahrhunderts vom Besitz eines Hauses abhängig. Zahlreiche Bürger und Bürgerswitwen hielten allerdings, wenn die Kinder aus dem Haus waren, darauf, nur noch einen reduzierten Haushalt zu führen. Man zog entweder in ein kleineres Haus beziehungsweise in das Altenteil um oder vermietete freigewordene Teile des Anwesens an eine Familie aus der großen Schicht der sogenannten »Beiwohner« oder »Schutzverwandten«. In solchen Häusern mit ihren drei oder mehr Mietsparteien auf engstem Raum war das Zusammenwohnen nicht gerade einfach. Unser Gewährsmann dafür ist wiederum Bartolomäus Sasstrow, auch wenn manches allzu vergrößert erscheinen mag. Sasstrow wohnte um 1550 in seiner Heimatstadt Greifswald, in der er sich als Notar betätigte, zunächst zur Miete. Er berichtet von Ärger mit dem Hauswirt, denn er wurde »sehr beschwerlich mit Einfurunge alles seines Unraumes an Holtz, Steinen, Leim, Kalck, Sandt, seiner Mägde und Knechte Hochzeiten, ungeacht meines kranken Weibes, woll in Kindesnoten ligende, Unbeqwemigkeit«. Und als man den Vermieter inständig bat, doch endlich Ruhe zu halten, bekam Sasstrow zu hören, daß er ja, wenn es ihm nicht paßte, »das Haus reumen könne«.²¹⁷ Doch nicht nur die Mieter hatten Ärger mit ihren Hausherrn, auch die Vermieter wußten ein Lied über ihre Untermieter zu singen. So hatten Sasstrows Eltern einst einen gewissen Lewarck als Mieter angenommen, der »hette«, wie Bartolomäus erzählt, »viele unnd bose Kinder, weinten Tag unnd Nacht. Des Morgens, wen der Tag anbrach, fingen die jungen Lerchen an zu zirren; das werte den gantzen Tag, das man darfur weder sehen oder hören konte«. Dem Alten wurde dieses Geplärre einfach zuviel, er jagte »die alten Lerchen mit jren jungen Lewerken davon« und riß die Bude ein, in der sie auf dem Anwesen gewohnt hatten.²¹⁸

2.3.2 Häuser und Räume in Oberdeutschland

Die oberdeutschen Kaufmanns- und Handwerkerhäuser, deren Bereich den Alpenraum und die nördlich anschließenden Regionen bis zu den deutschen Mittelgebirgen umfaßte, bargen bereits während des Mittelalters mehrere gleichwertige Räume. Das Erdgeschoß diente in der Regel dem Arbeiten und Wirtschaften, das Wohnen war dem Obergeschoß vorbehalten. An dieser räumlichen Aufteilung änderte sich auch während des 16. Jahrhunderts wenig. Betrat man solch ein Haus von der Straße aus, so stand man im Erdgeschoß in einem ungeteilten, gewerblich genutzten Raum. Im hinteren Teil dieses Raums führte eine Treppe in den ersten Stock. Dort im ersten Obergeschoß waren Stube, Flur und Küche untergebracht; im Giebel befanden sich eventuell noch Kammern.²¹⁹

Die durch den Ofen beheizte und rauchfreie Stube in den Häusern oberdeutscher Städte war im Unterschied zu Niederdeutschland bereits seit dem Spätmittelalter der Kernraum des Wohnens, »eine der bedeutsamsten und folgenreichsten Erfindungen des Mittelalters«.²²⁰



Wohnhaus Haaggasse 4 in Tübingen (16. Jahrhundert)

Seine Vereinheitlichung zur »oberdeutschen Stube« erfuhr der Raum freilich erst an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert. Soziale Unterschiede gab es auch hier allenthalben. Die Kaufherrenhäuser in den mittleren und großen Städten besaßen im 15. und 16. Jahrhundert große Erdgeschoßhallen für den Warenverkauf und die Lagerung und verfügten zudem über repräsentative Höfe. In diesen umbauten Höfen oberdeutscher Kaufmanns- und Bürgerhäuser wurden die Holzgalerien nun häufig durch steinerne Arkaden ersetzt – für die großen patrizischen Kaufherren Nürnbergs ein abso-